

AW

Schulbuch 2:
Lesebuch Anarchismus

I. EINFÜHRUNG IN DIE GRUNDGEDANKEN DES ANARCHISMUS

EINIGES ZUR VERWIRRUNG

"seid realistisch, fordert das unmögliche!"

"die überreibung ist der anfang der erfindung."

— wandparolen im pariser mai —

wie jeder mensch weiß, ist ein anarchist ein gewalttätiger mensch, ein mörder. auch ist allgemein bekannt, daß anarchisten terroristen sind, denen das menschliche leben nichts, das chaos aber alles bedeutet.

ODER ??

aber selbstverständlich ! das weiß doch jedes kind. am 19.12.69 definierte der 'secolo d' italia' einen anarchisten folgendermaßen: "eine wilde, obszöne bestie, bis ins mark von der kommunistischen syphilis zersetzt!" der berühmte arzt und kriminologe sare lombroso weiß es gar noch besser — für ihn sind alle anarchisten "idioten oder angeborene verbrecher, die noch dazu allgemein humpeln, behindert sind und asymmetrische gesichtszüge haben." sind anarchisten überhaupt menschen ?

nichts spricht dafür, denn auch in dem teil der erde, der sich kommunistisch nennt, weiß man über den sagenumwitterten anarchisten nichts gutes zu berichten. "kleinbürgerliche chaotiker", "voluntaristische helfershelfer der konterrevolution", "linkschaoten" sind die üblichen vokabeln, mit denen man uns dort belegt. also: auch hier nichts gutes.

viel feind, viel ehr!

wenn man anarchisten in ost und west nicht leiden kann, dann muß das einen grund haben. was also ist ein anarchist wirklich ?

versuchen wir es mit einer kurzdefinition: ein anarchist glaubt an eine freie gesellschaft gleichberechtigter menschen ohne herrschaft. er tritt für die beseitigung jeder herrschaft ein und bekämpft deshalb staat, kirche, polizei, kapital, herrschaftsideologie. er tritt immer und überall für die interessen der unterdrückten masse ein, gleichzeitig arbeitet er an den theoretischen modellen und den praktischen beispielen für eine künftige gesellschaft: eine gesellschaft ohne herrschaft und autorität, ohne ausbeutung und entfremdung (1). aufgebaut auf neuen prinzipien wie solidarität statt egoismus, gegenseitige hilfe statt konkurrenz, und freier vereinbarung statt befehlsprinzip. (2)

"das klingt ja alles sehr gut", werden sie sagen, "aber das ist ein schöner wunschtraum und nicht zu verwirklichen." sie werden

1. Einleitung: Was heißt »Anarchismus«?

Ⓐ – das große A in einem Kreis dürfte heute weltweit das im öffentlichen Raum am meisten verwendete politische Symbol sein. Man findet es an den bunten Fassaden besetzter Häuser in den Städten und an tristen Autobahnbrücken und Bushaltestellen auf dem Land, auf Stromkästen inmitten westlicher Metropolen und an den Wellblechhütten in den Slums, auf Grenzmauern gesprayt und in Gefängniswände geritzt, auf wehenden Fahnen von Gewerkschaftsaktivist_innen und auf den Bannern des Schwarzen Blocks, auf den Schulranzen von Oberstufen-Schüler_innen und auf den Uniformen von Guerilla-Kämpfer_innen, auf den Plattencovern von Punk-Bands und auf den Umschlägen von philosophischen Büchern. Die Verbreitung des »Anarchie-A«, des bekanntesten Symbols des Anarchismus, verdankt sich jedoch nicht mehr einer real existierenden Massenbewegung. Eher steht das Zeichen für die Abwesenheit einer solchen Bewegung: Das eingekreiste A ist ein Platzhalter, um in Zeiten der Katastrophe eine einfache Idee aufrechtzuerhalten – dass ein Leben in Freiheit und ohne Gewalt für Menschen möglich ist.

Der häufigsten Interpretation zufolge stellt das Ⓐ ein A in einem O dar und verweist auf eine berühmte anarchistische Lösung: »Anarchie ist Ordnung ohne Herrschaft.« Der Slogan stammt in abgewandelter Form aus den *Bekanntnissen eines Revolutionärs* (1849) von Pierre-Joseph Proudhon, dem ersten Philosophen, der sich selbst als Anarchist bezeichnet hat (vgl. Prou-

lachen: anarchisten behaupten doch tatsächlich, daß eine solche gesellschaft möglich ist, und erklären ihnen auch, warum sie möglich sein kann, und nun werden sie staunen: es hat tatsächlich schon ein halbes dutzend beispiele anarchistischer gemeinwesen gegeben, wußten sie, daß die ukraine fast vier jahre lang anarchistisch war? wußten sie, daß es vor allem die anarchisten waren, die im spanischen bürgerkrieg gegen den faschismus gekämpft haben? millionen von spanischen arbeitern haben praktisch gezeigt, daß der anarchismus möglich ist!

die anarchisten sind sozialisten und sie sind gegen herrschaft, also wenden sie sich genauso scharf gegen herrschaft im 'kommunismus' wie im 'kapitalismus', folgerichtig ziehen sie sich den unversöhnlichen haß der herrschenden in ost und west auf den hals, und ebenso folgerichtig ist auch der anarchismus heute die einzige alternative, einen freien und menschlichen sozialismus zu verwirklichen, genau deshalb ist der anarchismus nach dem krieg auch wieder auferstanden, obwohl trotzki, der marschall der roten armee, dem anarchismus schon 1920 befohlen hatte: "geht wohin ihr gehört — auf den misthaufen der geschichte!"

aber durch die immer perfekter werdende unterdrückungsmaschinerie der systeme, durch eine gesellschaftsordnung, in der der einzelne mensch nichts mehr bedeutet, in der die technik dem menschen nicht mehr dient, sondern ihn umzubringen droht, und in der das kapitalistische und kommunistische wirtschaftssystem derart versagen, daß täglich (!) 27000 menschen verhungern müssen (le monde 1968) — kurz: in dem "repressiven chaos" (3) aller heutigen herrschaftssysteme, hat der anarchismus eine ungeahnte aktualität erhalten.

1) **AUSBEUTUNG** nennt man, vereinfacht gesagt, die tatsache, daß der fabriksbesitzer für einen gegenstand, für den er z.b. 5 mark für material und unkosten bezahlt, und für dessen herstellung er dem arbeiter 10 DM gibt, 50 DM auf dem markt dafür einnimmt, er hat daher die arbeitskraft des arbeiters um 35 mark ausgebeutet.

ENTFREMDUNG nennen wir die arbeitsbedingungen in der modernen industrieproduktion und die durch sie auftretenden reaktionen beim menschen: z.b. eintönige fließbandarbeit, unangenehme arbeit, sowie die tatsache, daß die arbeiter nie einen gegenstand selbst vollständig herstellen können, d.h. sie im grunde nicht wissen, was und wofür sie eigentlich produzieren.

2) **FREIE VEREINBARUNG** und **GEGENSEITIGE HILFE** sind begriffe, die peter kropotkin geprägt hat, und auf die wir im kapital "kropotkin" noch näher eingehen werden, zentraler punkt bei diesen begriffen ist die freie willensentscheidung des menschen und die solidarität der menschen untereinander.

3) **REPRESSIVES CHAOS** bedeutet, daß das system den menschen unterdrückt (repression), und nicht fähig ist, eine menschliche ordnung herzustellen, vielmehr bringt dieses system regelmäßige hungersnöte, kriege und wirtschaftskrisen mit sich, sowie eine verschwendung und ungerachte verteilung der güter, das bezeichnen wir als chaos, unordnung.

DER BEGRIFF DER "ANARCHIE" UND SEINE HERKUNFT

"anarchie ist nicht chaos — sondern ordnung ohne herrschaft!"

das wort anarchie ist so alt wie die menschliche zivilisation, es kommt von dem griechischen wort an-archia und bedeutet: "keine herrschaft", meint also die abwesenheit jeglicher autorität, nun ist es ein weit verbreitetes vorurteil, daß der mensch ohne autorität und regierung nicht leben können, ganz so, als ob ein zirkuspferd ohne seinen dompteur zugrunde gehen müsse, deshalb ist das wort anarchie in der umgangssprache auch als synonym (1) für chaos, unordnung, verwilderung und zerstörung eingegangen, hinzu kommt die offensichtliche absicht, den anarchismus als politische bewegung zu verleumden und zu bekämpfen, aus diesem grunde haben politiker und literaten, kommunisten und adlige, pfarrer und hausdamen jahrhundertlang **d i e s e n** begriff von anarchismus verbreitet, für sie verbindet sich das wort anarchismus mit einem kalten schauer und dem gedanken an den weltuntergang, wie sie, so kann sich die mehrheit der bevölkerung nicht vorstellen, daß auch ohne staat und herrschaft eine ordnung — eben eine freie ordnung — bestehen kann.

selbst in allgemeinen nachschlagewerken, wie auch z.b. im dudens, wird anarchie einfach mit "gesetzlosigkeit" übersetzt, dies impliziert (2) für den "normalverbraucher" ebenfalls, daß bei verwirklichung des anarchismus die gesellschaft in ein chaos gestürzt werde, und insofern verfälscht diese definition unterschwellig den begriff, im eigentlichen wortsinn ist der begriff der "gesetzlosigkeit" natürlich richtig: da gesetze vom staat verabschiedet werden und dieser durch polizei und gericht dafür sorgt, daß sie eingehalten werden, werden bei abschaffung der staatsysteme, auch die gesetze nicht mehr existieren, das heißt aber nicht, daß es keine regeln bzw. vereinbarungen im menschlichen zusammenleben mehr gibt.

pierre joseph proudhon war einer der väter des modernen anarchismus, er hat das wort für die antiautoritäre arbeiterbewegung aufge-

dhon 1970a, 146; vgl. auch Proudhon 2014, 314). Diese Verknüpfung von Anarchie und Ordnung ist überraschend. Für gewöhnlich assoziiert man die Anarchie gerade mit der Unordnung: Chaos, Instabilität, Tumult. Auch im politischen Sinne denkt man beim Wort »Anarchist_in« wohl eher an eine rebellische Bombenlegerin oder einen nihilistischen Terroristen als an eine Person, die Ordnung schaffen möchte. Dies entspricht auch der Art und Weise, wie die Anarchie seit jeher von ihren Gegner_innen geschmäht wurde: als vorzivilisatorischer Zustand oder antisoziale, gesetz- und zügellose Verhaltensweise, die durch die Etablierung von Recht und Ordnung überwunden werden müssen. Proudhons negative Definition (»ohne Herrschaft«) geht demgegenüber zunächst einfach auf den griechischen Wortursprung der Anarchie zurück: *an-archia* bedeutet Führerlosigkeit oder Nicht-Herrschaft und bezeichnet also einen Zustand ohne Staat, Klassen oder sonstige Unterdrückungs- und Ausbeutungsformen. Anarchie nicht positiv, sondern negativ zu definieren impliziert bereits einen politisch-philosophischen Maximalismus: prinzipiell gar keine Herrschaft zu akzeptieren, in welchem Gewand sie auch auftrete. Die Radikalität von Proudhons Definition – und ebenso ihre lang anhaltende politische Faszinationskraft – liegt dabei gerade in der Behauptung, dass es Herrschaftslosigkeit *als Gesellschaft* geben, dass also Anarchie *im Sozialen*, nicht nur *gegen* das Soziale erfahrbar werden kann. Das A und das O des Anarchismus widersprechen einander also nicht, sondern sind miteinander verschränkt: Eine anarchistische Politik betreibt einerseits eine Kritik und Überwindung jeglicher Form von Herrschaft, zum anderen aber auch die Konstruktion horizontaler sozialer Organisationsformen.

Was aber ist »der Anarchismus«, auf den das eingekreiste A verweist? Offenbar hat dieser Begriff so viele Facetten, dass es problematisch ist, ihn auf einige Kernelemente zu reduzieren.

Dies gilt für viele politische Begriffe, aber insbesondere für den Anarchismus, der gerade den Vorbehalt gegen jede Form der Orthodoxie zum Prinzip erhebt. Anarchistische Denker_innen wehren sich gegen die Festlegung auf ein Gedankengebäude oder Dogma und haben ihre Theorien, oft als Ergebnis konkreter geschichtlicher Erfahrungen, zudem immer wieder neu justiert und situiert.

Betrachtet man den Anarchismus als politische Philosophie, so handelt es sich also weniger um einen Ansatz oder eine Schule als um eine geistesgeschichtliche Konstellation, zu der extrem unterschiedliche und gegensätzliche Erscheinungsformen gehören. Proudhons negative Definition, wonach Anarchie Ordnung ohne Herrschaft bedeutet, ist so etwas wie ihr kleinster gemeinsamer Nenner. Allerdings sind so gut wie alle Anschlussfragen unter Anarchist_innen umstritten. Worin besteht Herrschaft und warum ist sie illegitim? Wie ist eine anarchistische Gesellschaft möglich und wie soll sie aussehen? Wie kann man zu ihr gelangen und welche Mittel darf man dabei anwenden? Am deutlichsten wird der inneranarchistische Dissens bereits mit Blick auf eine philosophische Grundsatzfrage, nämlich die Frage nach dem Gegenbegriff von Herrschaft, das heißt der Freiheit. Während einige Anarchist_innen davon ausgehen, dass Herrschaft im Wesentlichen durch eine Unterdrückung des Individuums gekennzeichnet ist und eine anarchistische Gesellschaft daher die Aufgabe hat, das Individuum *von* der Gesellschaft zu befreien, sind andere im Gegenteil der Meinung, dass Herrschaft gerade in der Verhinderung echter Gemeinschaften und Zusammenschlüsse besteht, weshalb eine anarchistische Gesellschaft eine Befreiung des Individuums *zur* Gesellschaft darstellt. Diesen beiden entgegengesetzten philosophischen Prämissen entsprechen dann unterschiedliche politische Ausrichtungen: auf der einen Seite die individualanarchistische, auf der anderen Seite die kollektivisti-

Die Straße war verlassen. Eine beängstigende Stille fiel vom sternenlosen Himmel. Mit vielen Flügelschlägen durchquerte ein Vogel langsam den Raum. Es war der Weihnachtstag.

Er erinnerte sich ein wenig an seinen Traum. Er erinnerte sich an den alten Mann, der gesagt hatte, um zu stöhnen, müsse man leiden. Aber das ging ihn nichts an, da er nie jemandem etwas zuleide getan hatte.

Ein anderer Freund

Ich ziehe die englischen Gärten den französischen Gärten vor. Es ist nicht so, dass die Ordnung und die Harmonie mich abstoßen, auch nicht, dass mich die Nachahmung der Natur entzückt, es ist ganz einfach darum, weil ich es liebe, nicht genau zu wissen, wo ich bin. Die englischen Gärten sind geheimnisvoll. Es gibt dort Wasserfälle, verborgene Alleen. Obwohl man sich schnell wieder an seinem Ausgangspunkt befindet, hat man einige Augenblicke lang die wunderbare Illusion, man verliere sich. Und vor allem überquert man nicht große Terrassen, wo einen so viele Menschen anstarren.

An einem warmen Augusttag spazierte ich im Park von Montsouris. Obwohl es Mittag war, stand die Sonne nicht im Zenit. Ich sah sie, ohne den Kopf zu heben, nur indem ich die Augen aufschlug. Die Morgenstunden sind die schönsten des Tages. Alle zu ehrgeizigen oder zu bescheidenen Gedanken des Abends haben meinen Geist verlassen. Die Nacht hat aus mir ein neues Wesen gemacht. Der Mittag ist für mich die äußerste Grenze der Wonne. Doch an diesem Tag war ich glücklich. Ich hörte den Gesang der Vögel. Ich verstand nicht, weshalb er gewissen Ohren so angenehm sein konnte. Nichts an diesem Gezwitscher brachte mir irgendeinen Trost.

Ich ging gemütlich vor mich hin, in einer schattigen Allee. Ich suchte eine Bank im Abseits, möglichst im Park, damit eine ebene Weite von Bäumen und Rasen die Stadt von mir fernhielt.

Der Himmel war blau. Die Luft zitterte im Sonnenlicht. Einige Insekten, die keine anderen, stärkeren Insekten zu fürch-

ten hatten, hüpfen im Gras. Diese behütete Natur kannte kein intensives Leben, nicht das Summen der Felder und Wälder. Es hallte, wenn man auf den Boden trat, er dämpfte die Schritte nicht, wie es die Erde der Fluren tut.

Ich gebe den Vögeln gern Brot. Ich tue dies, weil es das Zeichen einer freigebigen Seele ist. Ich bin umso mehr dafür zu loben, als mich nichts zu ihnen hinzieht. Wie den meisten Menschen sind mir ihre Unabhängigkeit und ihre Grazie teuer, aber nicht in dem Maße, dass ich eine Befriedigung darin finde, ihnen Brosamen zuzuwerfen.

Sobald ich die Bank gefunden hatte, die ich suchte, zog ich aus meiner Tasche das Brot heraus, das ich mitgebracht hatte.

Es war schon ein Dutzend Vögel um mich her, als ich sah, dass mich, aus einigen Metern Entfernung, ein Mann beobachtete. Ich werde nun nicht, anders als gewisse Leute, sagen, ich hätte seinen Blick auf mir gespürt. Das wäre gelogen. Ich habe nie einen Blick auf mir gespürt. Aber ich bin sicher, hätte eine Frau an diesem Tag, in der Lage, in der ich mich befand, den Unbekannten so gesehen, wie ich ihn sah, nämlich aus den Augenwinkeln, ohne den Kopf zu wenden, sie hätte sicher ohne Zögern gesagt, sie habe den Blick auf ihr ruhen gespürt.

Ich fuhr trotzdem fort, meine Brosamen zu werfen. Ich warf sie so nahe wie möglich. Man empfindet immer eine große Befriedigung dabei, wenn sich die Vögel einem nähern. Das Vertrauen, das sie uns bezeugen, erfreut uns, und obwohl man weiß, dass sie dieses jedermann bezeugen, will man glauben, dass sie unsere guten Empfindungen erraten haben.

Da mich der Unbekannte noch immer anschaute, sprach ich zu den Vögeln. Ich ging sogar so weit, ihnen kleine Namen zu geben. Mein Wunsch war, dass einer von ihnen mir ein Brotstück von den Fingern nehmen komme. Es hätte dann so ausgesehen, als ob die Vögel mich kannten, als ob ich oft in den Garten käme. Leider näherte sich keiner.

Indem ich fortfuhr, so zu tun, als interessierte mich, was ich

gerade tat, dachte ich die ganze Zeit an den Mann, der mich beobachtete. Er musste sich wohl sagen: »Es gibt seltsame Leute. Das ist also ein Armer, der das wenige, das er hat, mit den Vögeln teilt. Er muss trotzdem ein gutes Herz haben. Ich habe noch nie einen Armen so etwas tun sehen.«

Bestimmt sagt er sich dies. Ich war mir meiner Größe bewusst. Da mir noch ein kleines Brotstück blieb, teilte ich dieses in eine Vielzahl von kleinen Brosamen. Der Unbekannte ging einige Schritte. Die Vögel flogen auf. Ich wandte mich ihm zu, demütig, mit dem Ausdruck eines Vorwurfs.

- Seien Sie mir nicht böse, mein Herr, sagte er mit einer zarten Stimme, die Vögel kommen wieder.

Erst jetzt wagte ich, den Unbekannten näher anzusehen. Es war ein älterer Herr, mittlere Statur, gut gekleidet. Er trug eine Brille. Er hatte diese Gummistiefel an, die man unterschiedslos beiden Füßen überziehen kann. Er sah mich mit so viel Güte an, dass ich für die Dauer eine Sekunde glaubte, seine Brillengläser seien beschlagen.

- Kommen Sie oft hierher?

- Ja, mein Herr.

Zum ersten Mal in meinem Leben war es mir überhaupt nicht peinlich, jemanden kennenzulernen.

- Zweifellos lieben Sie Tiere?

- Sehr.

Ich erhob mich und warf, wie mechanisch, um eine Haltung einzunehmen, Brot ins Gras, dorthin, wo die Vögel gewesen waren.

- Sie sind ein gütiger Mensch, sagte er nach einer Pause.

Ich erwiderte nichts. Trotzdem, das war kein Satz, der zwischen Pausen hätte bleiben sollen. Man hat mir nie Komplimente gemacht.

Man hat mir nie das gesagt, was andere so oft hören dürfen. Diese schöne Äußerung erfüllte mich mit Freude. Ich spürte sogar, dass ich, wenn ich es wollte, weinen könnte.

Und ich warf immer noch Brosamen, die kleiner und kleiner wurden. Dieser Unbekannte war zweifellos sehr empfindsam. Er war seltsam berührt. Als ich ihn anschaute, konnte ich gerade noch seine Augen sehen, denn er senkte beinahe im selben Augenblick den Kopf.

- Sehen Sie, sagte er, auf Vögel weisend, damit ich ihn nicht anschaute, sie werden zurückkehren.

- Aber ich habe kein Brot mehr.

Hier muss ich ein Geständnis ablegen. Als ich sagte »Aber ich habe kein Brot mehr«, hatte meine Stimme eine bösertige Färbung gehabt. Jeder hat seine Schwächen. Man kann nicht perfekt sein. Ich hatte das »Aber ich habe kein Brot mehr« so gesagt, als hätte er voraussehen müssen, dass es mir fehlen würde, als wollte ich, dass er mir welches kaufe, damit ich mit dem Verteilen fortfahren konnte. Glücklicherweise bin ich intelligent. Ich begriff sofort, dass mein Gedanke etwas Schöbigeres hatte, und ich korrigierte dies, indem ich mit ungezwungener Stimme sagte:

- Die Vögel haben für heute genug gehabt ...

- Glauben Sie?

Der Unbekannte war so gütig, dass er nicht einmal meine missmutige Regung bemerkt hatte. Wir entfernten uns. Er ging langsam. Ich passte mich seinem Schritt an. Von Zeit zu Zeit blieb er stehen, betrachtete den Himmel.

- Welch ein Tag!

Eine unermessliche Freude erfüllte mich. Ich spürte bei diesem Unbekannten eine große Liebe für die einfachen Dinge. Er interessierte sich für tausenderlei Nichtigkeiten. Er war also ein Mensch wie ich. Wer mich schlecht kennt, könnte im ersten Moment glauben, dass ich kompliziert bin, dass dies mein Unglück ist. Nein, ich verlange bloß ein bisschen Freundschaft. Ich weiß, dass es das Zeichen großer Weisheit ist, nicht mehr von den Menschen zu verlangen, als sie geben können. Man muss sie nehmen, wie sie sind. Ich weiß dies. Ich bin weise. Ich begehre nur, sie so zu nehmen, wie sie sind. Sogar dies ist mir verwehrt.

Ich ging neben dem Unbekannten her, in einem verhaltenen Schritt, bereit zu beschleunigen oder zu verlangsamen, in diesem Schritt von Mädchen, die eben einen Passanten angesprochen haben.

Ich hörte alle Geräusche. Der Garten war beinahe verlassen. Gelegentlich sah man, auf der anderen Seite des Rasens, jemanden vorbeigehen.

Der Unbekannte ging mit gesenktem Haupt. Ich beobachtete ihn. Wir wussten nicht, wohin wir unsere Schritte lenkten.

Auf einer Bank verzehrte ein armer Kerl ein Stück Brot und etwas Wurst. Man fragt sich immer, wo die, die draußen essen, schlafen dürfen. Der Unbekannte blickte mit Mitleid auf ihn.

Oh, glauben Sie bloß nicht, mich habe das eifersüchtig gemacht. Im Gegenteil, es war für mich eine große Freude zu sehen, dass es auf der Welt trotz allem Menschen gibt, die Anteil nehmen am Elend anderer. Nein, eifersüchtig war ich nicht. Ich bin nicht eifersüchtig auf die wirklichen Bettler, auf jene, die nicht darüber verwundert sind, arm zu sein, die nichts begehren, die es nicht merken, wenn man Mitleid hat mit ihnen. Dieser Mann, der auf der Bank sein Essen einnahm, tat nicht als ob. Mit dem Unbekannten wechselte er nicht einmal einen Blick des geheimen Einverständnisses. Es war ein Armer, ein Armer, wie ich sie mag.

Wir gingen immer noch, ohne ein Wort zu wechseln. Es ist so angenehm, neben jemandem einherzugehen, der gut angezogen ist, dessen Gedanken man nicht kennt, der vielleicht unser Leben verändern wird und den man für mächtig hält.

Für mich war er beinahe ein Vater, dieser Unbekannte. In seinem Gang, in seinem Schweigen spürte ich eine schützende Kraft. Selbst als Kind, wenn ich mit meinem Vater ausging, hatte ich nicht ein solches Sicherheitsgefühl verspürt. Ich hatte immer Angst gehabt, jemand werde ihn schlagen.

Von Zeit zu Zeit wandte sich der Unbekannte zu mir und starrte mich an, wobei er den Kopf schüttelte. Und ich, ich Idiot, wusste nicht, wie ihn ansehen.

Mit Zärtlichkeit – das wäre lächerlich gewesen, da er ja stärker war als ich; mit Kälte – unfein; mit Unterwürfigkeit – würdelos.

Ich wich auch sorgfältig seinem Blick aus, den ich auf meinen abgenützten Kleidern ruhen spürte, auf meinen zu großen Schuhen und, was so peinlich ist, auf meinem Hals.

Wir näherten uns dem Ausgang des Gartens. In wenigen Sekunden mussten wir unweigerlich sprechen. Wie hätte ich es mir gewünscht, dass wir noch im Herzen des Parks gewesen wären.

Es war also schon zu Ende. Wir würden uns trennen.

Mich überlief ein Schauer. Glücklicherweise sah mich der Unbekannte in diesem Augenblick nicht an. Es war heiß. Als ich die Augen niederschlug, spürte ich, dass die Lider feucht waren.

Der Unbekannte, obwohl sein Gesicht schweißnass war, trocknete sich nicht. Diese Zerstretheit gefiel mir. Ich schloss auf eine große Zurückhaltung, auf eine große Sympathie für mich.

Zum ersten Mal seit Jahren hatte ich das Gefühl, endlich einen Freund zu haben!

Der Unbekannte zog ein Taschentuch hervor, ein ungebrauchtes Taschentuch, und fragte mich, bevor er sich trocknete:

– Wo nehmen Sie Ihr Mittagessen?

– Ich weiß es nicht, mein Herr.

Ich hatte gespürt, dass es auf diese Frage zweifellos eine für mich günstigere Antwort gegeben hätte, aber mein Geist ist langsam, und ich hatte keine Zeit gehabt, mir eine zurechtzulegen.

– Wollen Sie mit mir zu Mittag essen?

Ein Mittagessen, das ist so wenig, das ist so schnell vorbei. Trotzdem, wenn Sie wüssten, wie sehr mich diese Einladung freute. Leider wage ich nie anzunehmen, was man mir anbietet. Ich habe immer Angst, zu schnell anzunehmen.

– Nein ... danke ... ich würde Ihnen Umstände machen, stammelte ich.

– Nun ... wenn ich Sie doch einlade ... kommen Sie ...

Ich dachte weder an die Hitze noch an meine Armut. Mein Leben vergaß ich. Ich sah den blauen Himmel über mir, den Park zur Rechten, die Straße zur Linken. Es war alles ungeheuer.

– Ja, mein Herr ... ja ...

Ja, ich hatte ja gesagt. Wenn Sie wüssten, wie schwer es mir fällt, ja zu sagen. Ich habe noch nie ja gesagt. Ich kann nicht ja sagen. Mir scheint, ja bedeutet Freiheit, Glück.

Der Unbekannte lebte im Zwischenstock. Vielleicht ist es, weil ich immer in Dachstöcken gewohnt habe, vielleicht ist es ein unergründliches Gefühl – jedenfalls spüre ich genau, dass ich, selbst wenn ich reich wäre, niemals im Zwischenstock wohnen könnte.

Auf dem Flur suchte der Unbekannte, obwohl er zu sich heimkehrte, nicht in der Tasche nach einem Schlüssel. Er läutete. Eine Hausangestellte, jung und unbeschwert, aber vermutlich eigensinnig, öffnete.

– Treten Sie ein, mein Freund, sagte der Unbekannte zu mir und zeigte ins Vorzimmer.

Ich gehorchte, aber ohne meine Schuhe abzustreifen, denn die Sohle hätte am Teppich hängenbleiben können. Ich war eben im Begriff, meinen Hut abzunehmen, als der Unbekannte zu mir sagte:

– Fühlen Sie sich wie zu Hause ... behalten Sie den Hut auf ... Sie sind bei sich zu Hause ...

Ich könnte an dieser Stelle sagen, dass diese strikte Aufforderung mich demütigte, weil sie sicher nur Leuten wie mir galt, aber was würde es nützen? Es gibt so viele Sachen, die mich kränken, ich zähle sie besser nicht alle auf.

Ich nahm meinen Hut trotzdem ab. Ich trat zwei Schritte nach vorn, betrachtete ein ausgestopftes Tier und wartete.

Der Unbekannte hatte mich in der Diele zurückgelassen. Er kam nach wenigen Sekunden zurück.

- Also ... kommen Sie bitte ins Esszimmer. Ich habe für Sie decken lassen.

Ich folgte ihm.

- Nehmen Sie Platz ... fühlen Sie sich wie zu Hause.

Der Unbekannte blickte auf meine Hände und setzte hinzu:

- Sie werden sich fragen, lieber Freund, wer ich bin. Ich werde es Ihnen sagen. Ich heiße Boudier-Martel. Ich liebe jene, die das Leben hart anfasst. Ich habe erraten, dass sich hinter Ihrer scheuen Erscheinung eine schöne Seele verbirgt. Das ist der Grund, warum ich Sie habe kennenlernen wollen, um Ihnen zu helfen, um Sie zu ermutigen. Möge Ihr Stolz nicht darunter leiden, denn ich könnte Ihr Vater sein. In mir haben Sie einen Freund. Jedes Mal, wenn ich jemandem das Leben erleichtern kann, tue ich es. Sie, Sie sind es wert, dass man sich für Sie interessiert.

Ich hörte diesen Worten zu, als würden sie von jenem perfekten Wesen gesprochen, an das ich so oft denke. Ich hörte sie, ohne sie verstehen zu wollen, denn ich fürchtete, dass einige Worte mir missfallen hätten. Meine Aufmerksamkeit galt für einen Augenblick jenen Wörtern, die ich liebe: lieber Freund, helfen, Stolz. Ich konnte es nicht fassen, dass der Freund, den ich schon immer gesucht hatte, hier war, vor mir. Dennoch, er war da, und ich fühlte, wie wenig ich darauf vorbereitet war, mit ihm zu sprechen.

- Glauben Sie nicht, teurer Freund, dass mein Herz hart sei. Ich tue alles, was in meiner Macht steht, um den Unglücklichen das Leben leichter zu machen. Ich kenne nichts Edleres, als sich über das Elend der Armen zu beugen.

Diese Worte taten mir wohl. Mir war, als hätte der Stuhl, auf dem ich saß, keine Füße, als berührten meine Absätze den Boden nicht mehr, als lebte ich in einem Traum. Nun würde für mich ein neues Leben beginnen. Ich hatte einen Freund. Mit allen seinen Gaben, mit seinem Herzen kam er zu mir.

- Ach, mein Herr, wie macht mich alles, was Sie sagen, glücklich.

- Wissen Sie, ich sage das, was ich denke. Nun, jetzt ans Essen ...

Und dann werde ich Sie am Sonntag besuchen, bei Ihnen zu Hause, in Ihrem kleinen Zimmer ... Es ist wohl ein kleines Zimmer im sechsten Stock, wie ich vermute ...

- Ja, mein Herr.

- Wenn Sie wüssten, wie ich Sie kenne ... Ich sehe Ihr ganzes Leben vor mir ... Sie stehen dann auf, wenn Sie erwachen ... Sie spazieren eine kleine Runde ... Sie mögen die Tiere ... Sie gehen zum Mittagessen ... Sie spazieren ... Sie nehmen ein Abendessen ... Sie gehen schlafen ... Allein, Sie sind allein, ganz allein. Niemand geht Ihnen auf die Nerven ... Aber, wovon leben Sie denn?

- Von meiner Rente.

- Ach ja, Sie haben eine kleine Rente. Sie sind glücklich ... Sie sind ein Weiser ... Ich bewundere Sie.

An dieses Essen werde ich mich mein ganzes Leben lang erinnern. Zwischen Herrn Boudier-Martel und mir war ein so großes Einverständnis, so viel kostbare Aufmerksamkeit, dass ich heute Mühe habe zu glauben, dass von all dem nichts geblieben ist.

Es war endlich Sonntag. Herr Boudier-Martel sollte um vier Uhr kommen, nach der Mittagshitze.

Ich brachte den ganzen Morgen mit Vorbereitungen zu. Ich hatte Wein gekauft, eine Schachtel Kekse, Limonade. Mein aufgeräumtes Zimmer war größer als gewöhnlich. Ich saß auf meinem Bett, da, wo der Überwurf ein großes Loch hat. Ich wartete. Das Fenster war offen. Da man die Stores nicht gebrauchen kann, überflutete das Licht von draußen das Zimmer.

Ich war von jener Zufriedenheit, die einen erfüllt, wenn man gerade tausend kleine Arbeiten erledigt hat, die man sonst leicht vergisst. Es waren nur zwei Gläser übrig, die ich noch nicht gespült hatte. Ich wusste das genau. Ich hob mir diese Arbeit

auf, um einen guten Eindruck zu machen, wenn Herr Boudier käme.

Plötzlich hörte ich Schritte im Treppenhaus. Das war er sicher.

Ich stand auf und nahm die Gläser, um beim Abwasch zu sein, wenn er klopfte. Ich hörte ihn auf dem Stockwerk. Obwohl ich ihm erklärt hatte, welches meine Tür war, suchte er am anderen Ende des Stockes, da, wo Lecoin wohnt. Wie hätte ich mir gewünscht, dass mein Nachbar Herrn Boudier bei mir eintreten sah.

Es klopfte. Ich ging.

Er war es. Obwohl es Sonntag war, hatte er, um mich zu besuchen, abgetragene Kleider angezogen. Er hatte dies sicher aus Rücksicht getan. Er trat ein, nahm auf der Schwelle seinen Hut ab.

- Sehen Sie, sagte ich, ich bin gerade dabei, die Gläser zu spülen. Nehmen Sie Platz ... und ich wies ihm den schönsten Stuhl zu.

- Ach, mein Freund ... machen Sie sich keine Sorgen um mich ... Ich werde mich irgendwohin setzen.

Er setzte sich aufs Bett, auf die Stelle, wo ich gegessen hatte, weil an dieser Stelle die eingedrückte Matratze eine Mulde bildet.

- Das ist ein prima Zimmer ... es ist sauber ... Sie haben Platz ... es ist ein wenig hoch ... aber Sie haben Platz.

- Finden Sie?

- Zimmer wie dieses sind selten.

Diese Bewunderung für meine Unterkunft gefiel mir nicht. Ich hatte gehofft, er werde mir, nachdem er sie gesehen hatte, bei sich ein großes Zimmer anbieten. Nun begriff ich, dass es sinnlos war, damit zu rechnen.

- Kochen Sie etwa selbst?

- Nein, mein Herr.

- Nicht?

- Nein, ich esse im Restaurant.

- Sie essen im Restaurant?

- Ja, mein Herr.

- Aber dort ist es sehr teuer, im Restaurant ...

- Ja, aber ich habe ein Arrangement ...

- Ach so, das ist was anderes ... man muss sich, wenn man sich in einer Lage wie der Ihrigen befindet, zu helfen wissen.

- Ich weiß wohl, mein Herr.

Eine Pause trat ein. Mit abgewinkelter Faust, wobei er unverwandt zum Fenster hinaussah, betastete Herr Boudier-Martel mein Bett. Zuweilen hob er den Absatz und trat auf den Boden. Er wandte sich auch um, blickte überall hin.

Als ich ein Handtuch suchte, sagte er:

- Nein, trocknen Sie nicht ab ... Sie müssen sich nicht in Unkosten stürzen ... Ich trinke gerne aus Gläsern, die mit Leitungswasser gespült sind ... Wissen Sie, es ist gar nicht so schlecht hier. Sie haben sicher Wasser ganz in der Nähe.

- Ja, es gibt Wasser auf dem Flur ...

- Das ist sehr gut ... kürzlich konnte ich nicht so mit Ihnen sprechen, wie ich gewollt hätte. Ich kannte Sie kaum. Jetzt möchte ich Ihnen sagen, wie sehr ich Ihre Bescheidenheit, Ihre Einfachheit bewundere.

Diese Worte, die ich voller Wahrheit wusste, bewegten mich. Ich sah Herrn Boudier zärtlich an. Ich spürte, was uns noch trennte, würde wegfallen.

- Möchten Sie ein wenig Wein trinken, mein Herr?

- Wenn Sie wollen, mein Kind ...

Mein Kind. Er hatte mein Kind gesagt. Nun war meine Traurigkeit restlos verflogen. Zitternd schenkte ich ein. Als er sich erheben wollte, um das Glas zu ergreifen, sagte ich:

- Nein, nein, machen Sie sich keine Umstände ...

Und ich brachte es ihm, nicht ohne ein wenig Wein zu verschütten. Er trank nach vorne gebeugt, so wie man an der Theke trinkt.

Dies schien mir ungeschickt. Er hätte nicht zu verstehen geben sollen, finde ich, dass das Glas zu sehr gefüllt war, denn falls ich es getan hatte, war es, weil seine guten Worte mich durcheinandergebracht hatten. Auf die Gefahr hin, nass zu werden, hätte er trinken sollen wie bei sich zu Hause.

- Mein Freund, Sie sind voller Mitgefühl ...

Eine Sekunde lang glaubte ich, dass er in meiner Seele lese.

- Ich mag Menschen wie Sie. Das menschliche Elend bewegt mich. Erzählen Sie mir Ihr Leben. Falls Sie etwas auf dem Herzen haben, vertrauen Sie es mir an.

Mein Leben erzählen! Kann man einem Freund ein Leben erzählen? Kann man sein Leben erzählen, ohne es schöner oder hässlicher zu machen, ohne zu lügen? Was das Anvertrauen angeht - kann man das einfach so tun, auf Anfrage? Von meinem Leben erzählen, von mir, und das einem Mann, der eben erst gekommen war, nein, das war nicht möglich.

Herr Boudier wartete, dass ich sprach, eine große Aufmerksamkeit vortäuschend. »Vortäuschend« sage ich, denn während sein Blick auf mich gerichtet blieb, sprangen seine Augen für Sekunden auf irgendwelche Gegenstände meines Zimmers über.

- Waschen Sie sich in diesem Becken?

- Ja, mein Herr.

- Das muss nicht sehr bequem sein ... Nun denn, erzählen Sie mir Ihr Leben, vertrauen Sie sich mir an. In mir haben Sie einen Freund, einen Bruder ...

- Einen Bruder?

- Ja, ich habe auch Armut gelitten.

- Sie haben auch Armut gelitten?

- Ja.

Ich spürte, dass ich mich, in seinen Augen, darüber hätte freuen sollen. Dennoch, in meinem Innersten sank er in meiner Achtung.

- Möchten Sie noch ein wenig Wein trinken, mein Herr?, fragte ich, wobei ich auf eine höfliche Ablehnung gefasst war.

Ich hatte mich getäuscht. Herr Boudier-Martel nahm an. Haben Sie bemerkt, wie oft man sich in Bezug auf Menschen täuscht? Man ist sicher, dass sie etwas sagen werden, und dann antworten sie etwas anderes. Aber das soll uns in unserer Meinung nicht beirren. Herr Boudier hatte nicht abgelehnt, aus irgendeinem, mir unbekanntem Grund, aber sein ganzes Wesen lehnte den Wein ab, den ich ihm anbot.

Diesmal goss ich den Wein langsam ein, damit Herr Boudier-Martel mir den Anblick ersparte, wie er nach vorne gebeugt trank. Obwohl das Glas nur halb voll war, beugte er sich trotzdem.

- Nun denn, wann werden Sie mir dieses Leben erzählen?, sagte er, einen Platz suchend, wo er das Glas abstellen konnte.

Wenn Sie gesehen hätten, wie er diesen Platz suchte! Wenn er mich wirklich geliebt hätte, wenn er sich wirklich zu mir hingezogen gefühlt hätte durch irgendwelche Empfindungen, hätte er sich nicht so gekünstelt verhalten, er hätte das Glas einfach auf den Boden gestellt.

- Nun also, dieses Leben?

- Ach, mein Herr, es ist nicht interessant.

Er erhob sich, kam zu mir, strich mir übers Haar. Freude überkam mich, obwohl ich hin- und hergerissen war zwischen dem Wunsch, dass er aufhören möge, und dem, dass er weitermache. Dass er aufhöre, weil Herzlichkeiten zwischen Männern etwas Groteskes haben; dass er weitermache, weil es ein Zeichen so tief empfundener Freundschaft war.

- Großes Kind, großes Kind, sagte er, indem er sich von mir entfernte. Ich werde Sie verlassen, lieber Freund ...

- Sie gehen?

Und ich hatte geglaubt, wir würden zusammenbleiben bis in den Abend hinein.

- Sie werden mit mir zu Mittag essen, wenn Sie einmal Lust haben. Ich zwinge Sie nicht. Sie sind frei. Ich schlage Ihnen keinen Termin vor. Ich respektiere zu sehr die Freiheit der andern.

Ach, wenn Herr Boudier gewusst hätte, wie wenig man auf seine Freiheit gibt, wenn man allein ist.

Er nahm seinen Hut, wartete nicht, bis er draußen war, um ihn aufzusetzen. Ich begriff, dass er sich am Anfang noch Mühe gegeben hatte, rücksichtsvoll zu sein, und er sich nun, müde geworden, gehen ließ.

Ich sah die große Einsamkeit voraus, in die ich fallen würde.

Ich erhob mich auch.

- Gehen Sie?

- Ja, ich muss nach Hause.

Ich verlor die Beherrschung.

- Mein Herr ... mein Herr, gehen Sie nicht.

Verwirrt trat Herr Boudier-Martel einen Schritt zurück. Aus Vorsicht, unter dem Schutz der Überraschung, öffnete er die Tür, wie ohne zu überlegen.

- Gehen Sie nicht, ich werde so allein sein ohne Sie ... wenn Sie wüssten, wie sehr ich leide, wenn ich allein bin ... bleiben Sie ... Ich werde erzählen ... Sie sind so freundlich zu mir gewesen ...

Beruhigt ließ Herr Boudier die Türklinke wieder los.

- Nun denn, mein Kind, beruhigen Sie sich ... Sie wissen genau, dass Sie auf mich zählen können.

Ich begriff, dass es unmöglich war, ihn zurückzuhalten. Ich kenne nichts Fürchterlicheres als die Gewissheit, dass man jemanden, was immer man auch tut, nicht wird zurückhalten können.

In einem letzten Auffahren näherte ich mich ihm, und ungeschickt auf die Knie fallend, wie jene Menschen, die nicht in die Kirche gehen, stammelte ich:

- Seien Sie mir nicht böse ... ich habe ein wenig unüberlegt gehandelt ... Sie, der Sie mich verstehen, verzeihen Sie mir ... Sie können auf mich zählen, für alles ... ich werde mich opfern ... bleiben Sie, mein Herr ...

Ich erhob mich wieder. Herr Boudier, der weiter zurückgewichen war, stand im Flur.

- Nun denn, mein Freund, nur Mut. Ich vergesse Sie nicht. Ich mag Sie sehr, auf Wiedersehen, kommen Sie bei mir vorbei.

Und er ging, ohne gehört zu haben, dass ich ihm gesagt hatte, ich würde mich für ihn opfern.

Allein zurückgeblieben, setzte ich mich aufs Bett. Es war noch Tag. In einem Haus nebenan wurde Gitarre gespielt. Zuweilen war es zwei Mal hintereinander die gleiche Melodie. Vögel zogen am blauen Himmel vorbei. Sie flogen so schnell, als folgten sie einer geraden Linie. Sie waren schwarz, wie es Vögel am Ende des Nachmittags sind.

Ich stand auf. Ich nahm meinen Hut. Ich wartete einen Augenblick, um Herrn Boudier nicht einzuholen.

Ich öffnete die Tür, der Flur war verlassen. Ich ging hinaus, und bis zum Eindunkeln spazierte ich.

Ich werde mich immer an den strahlenden Tag erinnern, der für mich einer der traurigsten meines Lebens war. Am Abend zuvor war ich spät eingeschlafen, weil ich in meinem Bett an Herrn Boudier gedacht hatte. Ich bin so gutgläubig, dass ich, fern von den Leuten, deren Fehler nicht sehe. Dummerweise hatte ich mir vorgestellt, wie Herr Boudier, in seinem Bett, an mich dachte. Dann hatte ich auf meine Uhr geschaut. Ich hatte in diesem Moment beschlossen, mich am anderen Tag zu ihm zu begeben, um ihm zu sagen, dass sich um elf Uhr zehn unsere Gedanken sicher gekreuzt hatten.

Am anderen Morgen dünkte mich diese Idee lächerlich. Aber da es schon drei Tage her war, dass wir uns gesehen hatten, blieb ich bei meinem Entschluss. Er hatte so darauf bestanden, dass ich zum Essen kommen solle, dass ich nicht fürchtete, seine Güte zu missbrauchen.

Ich zog mich so gut an, wie ich nur konnte. In meinem Zimmer fühle ich mich ziemlich wohl. Aber sobald ich ausgehe, sobald ich in der Straße bin, in der Menge, spüre ich, wie armselig ich angezogen bin. Es ist nicht der Kontrast, der dies bewirkt.

Ich falle nicht auf. Es ist, weil ich denke, dass man das Leben kennt, das ich führe, dass man sich sagt: »Das geschieht ihm recht!« Auch bin ich furchtsam, ohne Vertrauen. Ich habe unrecht. Niemand gibt sich mit mir ab.

Um halb zwölf verließ ich mein Zimmer. Gewöhnlich verlasse ich es früher. Aber an diesem Tag wollte ich in aller Frische bei Herrn Boudier ankommen, ohne Staub.

Es herrschte eine drückende Hitze. Ein Wagen, der die Straßen spritzte, nässte mir die Füße. Ich ging langsam, denn obwohl der Besuch, zu dem ich mich entschlossen hatte, begründet war, war ich aufgeregt.

Es schlug überall Mittag, als ich das Haus von Herrn Boudier erreichte. Ich ging sofort hinein. Der Gang war nicht so kühl wie das letzte Mal, alle Türen waren geschlossen. Im Sommer dürfen sich die Türen, wie es scheint, nicht öffnen.

Der Fahrstuhl war nicht da. Ich stieg die Treppe hoch. Das Geländer war zu breit, als dass man es hätte halten können. Vor der Tür angekommen, nahm ich meinen Hut ab, setzte ihn wieder auf. Die Aufregung machte mich keuchen. Dass ich sechs Stockwerke hinaufgestiegen war, galt nicht als Entschuldigung.

Ich musste läuten. Ohne das Licht anzumachen, drückte ich auf den Knopf. Ich wartete einige Sekunden.

- Ist der Herr da?, fragte ich die Magd, eine Hand an der Mauer, die andere in der Tasche.

Ich hatte diese Haltung angenommen, sobald ich die Magd gesehen hatte, weil ich Dienstpersonal nicht ausstehen kann. Ich wollte dieser Magd zeigen, dass ich, obwohl schlecht gekleidet, ihr überlegen war. Sie spürte es zweifellos, und sie fragte, sei es aus Bosheit, sei es aus Rache:

- Herr wie viel?

Ich fiel beinahe aus der kühlen Rolle, die ich mir mit so viel Mühe zurechtgelegt hatte.

- Ihr Herr und Meister, sagte ich unverschämt.

Aber ich bedauerte sofort diese unüberlegte Tat. Ich hatte

eben realisiert, dass ich schließlich vom Wohlwollen dieser Frau abhing. Was hätte ich sagen können, wenn sie geantwortet hätte: »Mein Herr und Meister! Er ist nicht da!« Ich fügte sofort hinzu:

- Sie erkennen mich bestimmt wieder ... Ich war dieser Tage zum Essen da.

Aber obwohl ich dies mit einer ängstlichen Demut stotterte, nahm ich mir dennoch das Vergnügen vor, Schlechtes über sie zu sagen, sobald ich dann mit Herrn Boudier plaudern würde.

- Ja, er ist da, treten Sie ein ...

Ich nahm den Hut ab, obwohl es mir widerstrebte, dies vor der Magd zu tun. Sie würde sich bestimmt einbilden, dass ich es ihretwegen tat.

- Wen darf ich melden?

Ich zögerte einen Augenblick mit der Antwort.

- Melden Sie den Herrn, der kürzlich zum Essen war.

- Aber welcher ... Es kommen jeden Tag welche.

Diesmal musste ich meinen Namen nennen. Sie würde sich lustig machen. Sie würde lachen. Und mein Name ist schließlich mein Name. Ich brauche keine Scheu zu empfinden, wenn ich ihn nenne.

- Herr Stock.

- Stock.

- Ja.

- Gut, warten Sie.

Ich setzte mich auf einen der Stühle im Vorraum, auf die man die Pakete legt und die Hüte, auf die sich aber nur Menschen setzen wie ich.

Eine Tür ging auf, Herr Boudier erschien, ohne Kragen, im Morgenrock. Ich erhob mich mit einem Satz.

Starr hielt er mir seine Hände entgegen.

- Sie sind's ... Wie bin ich froh, Sie zu sehen. Kommen Sie ... Treten Sie ein ... ich werde Sie einem Freund vorstellen ... Ein Mann wie Sie ... Treten Sie ein ...

- Ein Mann wie ich?

- Ja, treten Sie ein ...

Ich hatte keine Zeit zum Überlegen. Erfreut trat ich vor, glücklich wie in den Träumen, an die man sich erinnert.

Plötzlich blieb ich ruckartig stehen. Statt seine Bahn zu gehen, stieg mir das Blut in den Kopf. Herr Boudier wies mit dem Zeigefinger auf mich. Irgendwo hinter mir war die Magd. Man sprach. Ich hörte Wörter. Die Tür fiel ganz langsam, von allein ins Schloss.

Da, wo ich gesessen hatte, im Lehnstuhl, hatte ich eben einen Armen gesehen, einen Armen wie mich. Ich muss sie nicht lange ansehen. Ich erkenne sie sofort. Es gab keinen Zweifel, da, im Lehnstuhl, saß ein Armer.

- Aber, kommen Sie doch herein ... mein Freund ...

Ich gab keine Antwort. Nun verstand ich alles. Herr Boudier liebte nicht mich. Es waren die Armen, die er liebte.

- Treten Sie doch näher, Stock ... Aber, was haben Sie denn?

- Nein ... nein ... Ich muss gehen ... Ich bin krank ...

Ich ging rückwärts. Herr Boudier folgte mir langsam. Ich spürte, dass er es nicht wagte, mir noch näher zu kommen. Man nähert sich nie Menschen, die plötzlich die Einstellung ändern.

- Aber bleiben Sie, mein Teurer ... bleiben Sie ... fühlen Sie sich wie zu Hause ... Sie sind mein Freund.

Ich ging immer noch rückwärts, dann öffnete ich die Tür.

- Ich komme gleich wieder, mein Herr ... Ich habe Schmerzen ... Ich bin krank ... Ich muss gehen ...

Ich ging hinaus, wobei ich die Tür offen ließ. Ich hätte sie schließen können, aber ich hatte nicht den Mut dazu. Solange sie offen war, gab es noch etwas zwischen Herrn Boudier und mir. Er konnte mir folgen, mich eindringlich bitten zurückzukommen. Was ich in diesem Fall getan hätte, weiß ich nicht.

Wenn ich die Tür offen gelassen habe, dann auch mit dem Gedanken, dass er es sein sollte, der sie schloss, damit er es war, der für immer unsere Freundschaft zerschlug, damit ich wenig-

tens in meiner Einsamkeit den Grund hatte, am Unverständnis der anderen zu leiden.

Herr Boudier blieb, während ich hinunterstieg, vor seiner Tür stehen. Es sah aus, als wäre der Flur der äußerste Ort, wohin er gehen konnte, als wäre die Treppe ein Abgrund. Er beugte sich hinunter, rief mich, wagte es nicht, den Fuß auf den ersten Tritt zu setzen.

- Nun denn, Stock ... kommen Sie ... was haben Sie?

Ich ging ganz vorsichtig weg. Als ich im Gang war, blieb ich stehen. Vielleicht war mein Leiden nicht so groß, wie ich dachte, jedenfalls ertappte ich mich auf der Lauer, dem zuhörend, was auf dem Zwischenstock geschah.

Die Tür fiel ins Schloss. Es war aus.

Im gleißenden Licht der Straße schien mir, als hätte sich alles, was eben im Schatten des Hauses vorgefallen war, in der fernen Vergangenheit verloren. Ich weinte nicht. Man weint nie sofort. Meine Nerven waren derart gespannt, dass mein Gesicht, obwohl ich nicht lachte, so aussah, als lachte ich.

Die Tage sind vorübergegangen.

Ich hätte diese peinliche Geschichte schon längst vergessen, wenn mir nicht die Vorstellung geblieben wäre, dass Herr Boudier den Grund meines Weggehens kannte. Er wusste bestimmt, dass es eine Regung niedriger Eifersucht gewesen war, die mich in die Flucht getrieben hatte, dass ich, wäre ein Reicher im Esszimmer gewesen, bestimmt geblieben wäre. Er kannte sicher alle schäbigen Gedanken, die damals mein Gehirn durchquert hatten. Ja, ohne Zweifel kannte er sie, denn ich, an seiner Stelle, hätte sie erraten.

3 Ostern 1968

— Da ist in mir fürchterlich was abgefahren — die Kugel ist genauso gegen dich — Springer — Mollies — Terrorprobleme werden aktuell —

Die Geschichte fing schon an mit Ohnesorg, als bei diesem Schah-Besuch am 2. Juni* so ein vollkommen harmloser Mann wie Ohnesorg erschossen wird, da ist das denn schon anders gewesen.

Zwei Tage vorher war er beim Extradienst und hat den abonniert, und ich habe da gerade ausgeholfen bei der Abonnementstelle, und habe ihn denn noch so kurz gesehen, also zwei Tage vorher und habe denn drei, vier Tage später vor seinem Sarg gestanden, und das hat mir echt einen irrsinnigen Flash denn gegeben, also das kann man schlecht beschreiben, da ist in mir fürchterlich was abgefahren. Das habe ich irgendwo nicht mehr voll überzogen, daß da ein Idiot kommt und knallt einen Wehrlosen einfach ab.

Ich habe eben früher auch viele Kneipenkeilereien mitgemacht, bei denen

* Am 2. Juni 1967 besuchte der persische Schah West-Berlin. Bei den Demonstrationen wurde der Student Benno Ohnesorg von dem Polizisten Karl Heinz Kurras in eine Seitengasse getrieben und erschossen. Kurras ging bei dem Verfahren gegen ihn straffrei aus.

behältst du, obwohl die oft hart sind, einen Teil von Fairness. Ich habe auch mal 'ne zeitlang geboxt, bin im Boxerverein gewesen und so und habe dadurch immer ein anderes, vollkommen klares Verhältnis zur Gewalt gehabt, und so 'ne Sache war für mich einfach glatter Mord. Irgendwie hat mir das ein irres Ding gegeben damals, Benno Ohnesorg. Echt, sein Sarg, wo der an mir vorbeigefahren ist, hat's richtig kling gemacht. Da ist einfach irgendwas abgefahren.

Und das Attentat auf Rudi: Ich bin von der Arbeit gekommen und fahre zur K I, war genau Gründonnerstag. Da hatte ich noch Lohn gekriegt, für mich war es klar, ist jetzt Ostern, also sind einfach ein paar Feiertage und jetzt ist irgendwie 'ne gute Sache. Als ich rinkomme und hör das, ich hab's erst gar nicht geglaubt.

Denn sind wir zur TU (Technische Universität) gegangen und denn klar zu Springer in die Kochstraße. Auf dem Weg dahin haben wir im Amerikahaus die ganzen Scheiben eingeschmissen. Bei dieser Demonstration auf dem Weg zur Kochstraße ist bei mir mein ganzes Leben, alles nochmal abgelaufen, verstehst du. Alle Schläge, die ich gekriegt habe, was du so alles erlebst, was du als Ungerechtigkeit empfindest. Die Empörung über das Attentat an Rudi war inzwischen in ganz Deutschland so groß, und in allen Städten ist am selben Abend etwas passiert, da war so eine Stimmung voll Sympathie für Rudi, daß die Bullen gar nicht einschritten. Sie haben sich anders verhalten als sonst. Da waren Polizeioffiziere, die haben gesagt, Kinder wir können euch doch verstehen, aber machts nicht zu doll, die haben ja in dem Getümmel noch richtig mit uns gesprochen.

Als ich denn über die Straße bin und diese Fackeln und dieses Rufen immer "Rudi Dutschke", das war eben für mich eine Verkörperung der ganzen Geschichte. Die Kugel war genauso gegen dich, da haben sie das erste Mal nun voll auf dich geschossen. Wer da schießt, ist scheißegal. Da war natürlich klar, jetzt zuhauen, kein Pardon mehr geben. Deshalb sind wir denn auch gleich auf dieses Springer-Haus zu und haben Steine rein geschmissen.

Aber irgendwo haben die Leute nicht richtig mitgemacht, nur die ersten Reihen, die voll druff waren, der Rest ist stehen geblieben, oder hat dir von hinten die Steine aus der Hand genommen, ist mir echt passiert.

Dann natürlich habe ich meinen besonderen Freund Peter Urbach getrof-

fen, mit diesen köstlichen Mollis und andere hatten schon so ein bißchen angefangen zu kokeln. Wir haben die Mollies aus seinem Auto geholt und die denn gegen die Springer-Lieferwagen geschmissen, das war ganz gut. An der Stelle habe ich es eigentlich überzogen, diesen Begriff Massenkampf – Terrorismus, also dieses Problem, wo ich schon immer dran überlegt habe, ist mir da denn erst richtig klar geworden. Die Chance, die für eine revolutionäre Bewegung drin ist, wenn gleichzeitig zu den Massen eine entschlossene Gruppe da ist, die durch Terror unterstützt.

Als ich vor den Flammen gestanden bin, ist mir denn klar geworden, hier kannst du was erreichen. Wir sind denn noch mit ein paar Griechen um die Ecke gegangen zu so 'nem Büro der Junta, und da haben wir das auch noch eingeschmissen, klar.

An dem Abend ist irrsinnig viel passiert, das hat dir auch wirklich 'ne Kraft gegeben, wirklich ein High. Du hast auch mal plötzlich was erreicht, die Happenings waren natürlich auch alle gut, weil sie humorvoll waren, das hat auch viele angeturnt. Aber hier sind einfach von der anderen Seite die Schranken überschritten worden, und das ist einfach die richtige Antwort gewesen. Bis dahin sind sie mit dem Polizeiknüppelchen gekommen oder es hat Herr Kurras geschossen, aber hier fängt's an, gezielt werden Leute umgelegt, die allgemeine Hetze hat einfach ein Klima geschaffen, wo du mit Späßchen nichts mehr erreichen kannst. Wo sie dich so oder so liquidieren, ganz egal was du machst. Bevor ich nun wieder nach Auschwitz transportiert werde, denn schieß ich lieber vorher, das ist doch wohl klar. Wenn sowieso am Ende der Galgen lacht, dann kann man schon vorher zurückschlagen

Da ich im Osten großgeworden bin und das ist nun wieder das Plus, habe ich auch gleichzeitig irgendwo 'ne kommunistische Erziehung gehabt, und für mich ist Faschismus und der Begriff Auschwitz 'ne andere Dimension, das ist mir schon klar. Dieselben Leute, die 6 Millionen Juden vergast haben, die pöbeln dich an wegen langer Haare, das ist ja nun auch noch die ganze Zeit beigewesen. Diese Waschlappen haben mir nichts zu sagen, wie ich meine Haare zu schneiden habe, oder ob ich die Hacken von den Schuhen 9 cm oder 1 cm hoch habe, verstehst du.

Ostern 68 fand ich, war unsere große Chance, weil es von allen gleich erlebt wurde, weil es eben gerade die Person Rudi's war. Wenn es irgendjemand anders gewesen wäre, ein Unbekannter oder so, wäre es natürlich nie so geworden. War irgendwie, vielleicht wie für die Rockgeneration James

Dean, einfach ein Idol, hatte eben schon einen Symbolwert. Darüber war das ein spontanes Erleben, irrsinnig stark. Hätte man weiter gemacht in der selben Form, hätten wahrscheinlich wie im Pariser Mai* weitere Kreise mitgemacht, das hätten immer mehr überzogen.

Daß daraus nichts geworden ist, liegt glaube ich schon an diesen ganzen Abwiegeln, weil einfach die Konsequenz gefehlt hat. Weil alle auf diese bürgerliche Presse eingestiegen sind und gesagt haben, wenn wir richtig radikal auftreten, verschrecken wir irgendjemand damit. Es war ja schon wieder der Anspruch da, man will jemandem etwas erklären. Da ging's ja nicht mehr um das gemeinsame Erleben. Die Leute haben da eine Trennung gemacht in ihrem Kopf. Intellektuell zwischen sich, also den sogenannten Politisierten, und Arbeitern. Die haben gar nicht gesehen, das ist hier jetzt meine Sache und die mach ich, dann wäre es anders gelaufen. Gerade dadurch gewinnt doch eine Sache an Gehalt, wenn da einer ist, der voll hinter seiner Sache steht, gerade der zieht doch Leute in seinen Bann oder scharf Leute um sich.

Das hat die Linke in Deutschland nie überzogen. Die sind immer wieder auf die Presse reingefallen. Haben immer gesagt, wir dürfen die Leute nicht erschrecken, wenn wir entschlossen auftreten. Gerade das hätte die Anhänger gebracht. Ist doch vollkommen klar. Gerade der, der voll hinter seiner Sache steht, gerade der findet Anerkennung. Da wäre auch dieses Mißtrauen weggefallen. Da hätten sie gesehen, die Leute gehen bis zum Letzten. Die Gesamtsolidarität hätte den Leuten viel mehr gezeigt, als so ein kurzer Aufstand mal und dann wieder Zusammenbruch, dann wieder Fraktionierung, Grabenkämpfe und hin und her.

Nach Ostern 68 in den ersten Tagen danach ist ja auch nochmal eine Gemeinsamkeit zu sehen. Danach war ja gleich der 1. Mai. Da waren 50 000 auf der Straße oder mehr, war 'ne große geschlossene Maidemonstration. Da hatte die damalige APO noch Zulauf. Selbst das Bißchen hat schon gezeigt, die Leute begreifen es ganz anders. Was damals noch von Vorteil war, es war alles noch nicht ideologisch festgelegt in Rahmen, Verordnungen, Paragraphen, Richtlinien und allen möglichen Dogmen und Ritualen. Es

* Ausgehend von der Revolte der Studenten erhob sich das gesamte französische Proletariat und forderte in militanten Kämpfen mit der Polizei für zwei Wochen das kapitalistische System Frankreichs heraus. Nicht zuletzt durch die systemkonforme Rolle der KPF und ihrer Gewerkschaft wurde der Aufstand niedergeschlagen.

war eben noch 'ne vollkommen offene Sache, zu allen Seiten hin. Und darin lag ja auch die Unverletzlichkeit, darauf kann sich ein Gegner nie einstellen.

An dem Abend nach den brennenden Autos, da bin ich mit Urbach und Fritz rumgefahren im VW mit einer Kiste mit den restlichen Mollies, und wir haben überlegt, was wir nun noch anstecken können. Bei den Filialen waren wir schon zu spät, da waren schon Leute in den Filialen. Es war denn später, so zwei, und ab zwei arbeiten da schon Leute. Dann waren wir noch in der K I und haben überlegt, was wir den nächsten Tag machen und waren noch im Repclub*. War noch so 'ne Sitzung. Und denn haben wir noch gekieckt, was man sonst noch anstecken kann, ist uns aber nichts richtiges eingefallen, wollten denn noch die Oper anstecken, aber sind denn ratlos nach Hause gefahren. Wir wollten noch rausfahren nach Schwanenwerder**, wo der Springer so 'ne Villa hat, die wollten wir auch noch anstecken, aber dann wußte wieder keiner genau, wo die ist.

Jetzt waren Terrorprobleme sofort sehr aktuell. Du hast denn och gesehen, ohne Vorbereitung, ohne Logistik, ohne Wissen, ohne Erfahrung und so, bleibt es Fantasie, du kannst gar nichts machen. Du siehst aber die Möglichkeit, die da drin steckt, ein kleiner entschlossener Kreis kann so eine Auseinandersetzung noch ein Stück weiter bringen, kann fürchterliche Brechen hauen ins ganze Gefüge. Und wir haben gerade an unserem ratlosen Durch-die-Stadt-fahren und den ganzen Geschichten gesehen, daß es so nicht weiter geht, daß man da schon konkreter werden muß auf dem Sektor, um in der Richtung was zu machen.

Dieses Problem hat Rudi selber noch mal ganz gut aufgegriffen in dem Vorwort zu „Briefe an Rudi D.“, diese Voltaire-Flugschrift. Da geht er selber noch mal auf die Problematik ein und erklärt es eigentlich genauso. Wenn eine entschlossene Gruppe da ist, was sie in dem Augenblick machen kann, was sie erreichen kann. Dieses Problem hat sich uns in der Nacht genau gestellt. Als wir Ostern auf dem Springer-Parkplatz waren, hatten wir einen

* Repclub = Reptilienclub = RC = Republikanischer Club.

** Stadtteil von Berlin am Wannsee

klaren Erfolg und danach läuft es dann ins Leere, genau die Energie, die Aktivität, die findet denn kein Ziel mehr. Dafür brauchst du ganz andere Voraussetzungen. Das kannst du dann nicht mehr so spontan gestalten.

Als die K I denn übergesiedelt ist in die Stefanstraße, da haben sie dann die Geschichten gemacht, die wir 65 gemacht haben, da kam dann die Droge zu. Also wo ich denn eigentlich herkam, da wollten sie denn hin, da wollte ich denn schon wieder da lang. Also in Richtung Terrorismus. In der Stefanstraße habe ich nicht mehr gewohnt.

5 Haschrebellen

– *Am Morgen ein Freund und der Tag ist ein Joint – aus einem losen Haufen wird der Zentralrat der Haschrebellen –*
Zodiak – Obdach – Steine – Mollis und denn peng –
Release – 883 – Knastcamp Ebnach –

In der gleichen Zeit war die Geschichte die, daß sich die Drogen irrsinnig ausgebreitet hatten, davor hatten ja nicht viel Leute Dope genommen in Berlin und 68 fing auch diese Sache an, weite Kreise zu ziehen.

Ich habe vorher schon mal einen Joint durchgezogen, aber es war eben echt wenig da, oder mal ein Trip genommen oder so – und denn in der Zeit wurde immer mehr Dope genommen. Da waren auch bei uns in der Wielandkommune Leute drin, die gesagt haben, nur noch Dope nehmen und dann kommunizieren lernen. Die haben denn im Kreis gesessen und zusammen geraucht und gesagt, wie toll wir sind. Wir haben gesagt, auch noch das Dope mit in die Praxis integrieren, keine separaten Geschichten mehr, sondern eine totale Zusammenfassung, also über diese Sache, daß der neue Mensch im Kampf entsteht. Daß es kein Spezialistentum mehr gibt, sondern die Arbeitsteilung in allen Teilen aufheben. Shit rauchen alleine bringts nicht.

Die Geschichte ist denn so, daß viele von meinen Kumpels, die ich so kannte über Ostern 68 zum Teil politisiert worden sind, gerade Leute von der Gedächtniskirche her, oder so Leute, die schon immer Dope genommen haben, Turner oder wie du die auch immer nennen willst, die denn och immer in die Wielandkommune gekommen sind.

Da hat sich dann ein neuer Kreis gebildet. Da entstanden die Haschrebellen draus. Wir haben denn gesagt, überhaupt keine privaten Wohnungen mehr. Den Abbau von Privatbesitz soweit vorantreiben, du hast nur noch die Sachen, die du anhast, und so zieht denn ein ganzer Trupp durch die Stadt. Wohnungen gab es inzwischen genug. Da gehst du dann immer irgendwohin und gibst da Gastspiele. Du hast genug Möglichkeiten zu wohnen – einfach umherschweifende Rebellenhaufen.

War ja 'ne gute Zeit, der ganze Sommer 69 bis Anfang 70, fast ein Jahr – sind wir denn durch Berlin gezogen. Du hattest denn nur noch ein Stück Shit in der Tasche, und einen Dietrich und ein bißchen Geld und hattest ein paar bunte Sachen an, und so ist immer ein Trupp von Leuten herumgezogen. Und trotzdem waren wir so organisiert, daß wir etwas unternehmen konnten.

Natürlich sind denn wieder Aktionen gelaufen, da hat sich dann die 883*, diese Undergroundzeitung gebildet und wir sind denn sofort da mit eingestiegen und haben jede Woche mit Artikel drin veröffentlicht.

Wir haben dann angefangen, diesem ganzen losen Haufen einen Namen zu geben. Das war der „Zentralrat der umherschweifenden Haschrebellen“. Wir haben gesagt, wir nehmen Dope, das ist eine wichtige Sache. Und Rebellen, klar, waren wir eh, und Zentralrat war einfach eine Ironie auf die damaligen Politzirkel, weil sich alle Zentralrat nannten. Es gab also schon wieder mal 1 000 Zentralräte, das war einfach schwer ironisch, die Bezeichnung.

* Name kommt von der Telefonnummer der Redaktion: 883 5651.

Die Bomben waren jetzt schon besser, aber trotzdem sind uns natürlich Flips passiert, weil wir eben der Blues waren. Man muß bedenken, wir waren fürchterliche Bluesbraker, was heute so in dem Comic „Die Freak-Brothers“ dargestellt wird, so'ne Jungs waren wir schon immer. Das war natürlich unser Problem an sich. Das ist auf der einen Seite sehr angenehm, aber für solche Sachen sehr ungünstig. Eine Verbindung zu schaffen, zwischen 'ner ganz rigiden Geschichte, wie so einem Kampf und unserem Anspruch an die Veränderung, die aber über diese Bluesmentalität lief, ist uns nie gelungen, auch zum Schluß nicht.

Es sind dann so Sachen passiert, daß wir eine ganz genaue Bombe gebaut haben mit allen Schalterchen und allen möglichen Sicherungen und Zünderchen, und sind denn nachts losgefahren und haben die auf der Rückseite von einem bestimmten Gebäude deponiert und sind freudestrahlend ins nächste Studentencafe gefahren und haben uns ein Teechen bestellt. Als wir gerade Tee trinken wollen, fällt uns ein, wir haben den letzten Sicherungshebel ja gar nicht umgestellt, das Ding wird nie funktionieren. Wir



wieder ins Auto gesprungen, zurückgefahren, wieder dahin gekrochen, den Hebel eingestellt und machen einen Schritt um die Hausecke, — da haben wir natürlich nicht mehr auf die Uhr gesehen, daß der Zeiger eigentlich schon dran war, also wir haben ungefähr eine Sekunde vor der Explosion nochmal den Sicherungshebel weggenommen, und als wir den Schritt um die Hausecke machen kam alles hinterhergeflogen, alle Zeugen gekieckt und wir schreiend über die Dämme, mit

angesengten Haaren ins Auto gesprungen und weggerast. Sofort waren 1 000 Beschreibungen da, sehen so und so aus, lange Haare, bunt angezogen, war wieder alles klar.

Man hat sowieso noch Glück gehabt, Mir zum Beispiel ist folgendes passiert: Wir haben gesagt, wir machen einen Anschlag. Ich stell' mich vor's Fenster und habe eine Brandbombe gehabt. Das war immer so ein Gemisch aus Pattex und Unkrautex, also Sauerstoffträger mit einer Brennmasse, hat so einen napalmartigen Effekt, weil das wegläuft. Statt nun einen Stein vorher gegen die Scheibe zu schmeißen, nehme ich das Ding und werfe es gegen die großen Scheiben. Die Scheiben sind aber so elastisch, daß das Ding zurückgefedert kommt. Ich steh davor, da sehe ich so ein Lichtpünktchen auf mich zukommen, es war gottseidank Winter, Schnee, und genau das Lichtpünktchen fällt zwischen meine Beine. Ich gucke hin, da war das Ding abgebrannt, also Sekunden-Bruchteile vor der Explosion ist es in den Schnee gefallen, der Schnee hat die Lunte zum Erlöschen gebracht. Sonst wäre ich weggewesen, wie ein Napalmopfer. Das macht puff, wie ein riesengroßes Blitzlicht, die Dinger waren fürchterlich, da ist uns eine fürchterliche Mischung gelungen. Also mich hätte es zweimal beinahe selber kaputt gemacht, die eigenen Erfindungen. Das ist öfter vorgekommen, die Sachen sind später immer wieder passiert, auch anderen Leuten.

In der Zeit fängt natürlich der Polizeiapparat an, sich zu organisieren. Das war schon eine Verwirrung, damit hatte niemand gerechnet, daß Leute plötzlich über Nacht auf so einen Kurs gehen, daß über Nacht so eine Sache entsteht.

Leute in München haben denn auch angefangen, da sah es so aus, als ob es sich verbreitet. Da gab es TW als große Bezeichnung, Tupamaros Westberlin und TM, das war Tupamaros München, die dann auch auf die Justizkampagne eingestiegen sind, die haben dann auch Anschläge gegen Justizleute gemacht, um den Schreibtischtätern zu zeigen: Du hast kein Privatleben mehr, wenn du uns angreiffst von deinem Schreibtisch aus, dann werden wir dich zuhause treffen. Du bist genauso mitschuldig wie deine Büttel. Es gibt auch für ihn kein Entkommen mehr. Wenn er solche Urteile spricht, muß er sich im klaren sein, daß es ihn dann zuhause erwischt.

In der Zeit haben wir immer noch versucht, den Rahmen von den Leuten zu vergrößern. Wir haben angefangen, illegale Wohnungen zu mieten, hatten illegale Autos und ein Teil war ja sowieso inzwischen illegal. Wir haben angefangen, neue Leute anzuwerben. Dabei ist uns dann ein Fehler passiert.

erkämpfen: „Der Feminismus braucht die Frau, aber er muß nicht wissen, ‚wer sie sind‘“ (Butler 1994). In Anlehnung dazu ist zu sagen: „Der Kommunismus braucht die Klassen, er muss aber nicht wissen, was das ist“, oder, in den Worten der wildcat-Redaktion:

„Die Arbeiterklasse verkörpert die Möglichkeit zur Abschaffung aller Klassen, zum Kommunismus. Sie kann auch nur in dieser Spannung, nur prozesshaft begriffen und nicht soziologisch definiert werden („wer gehört dazu, wer nicht?“).“ (wildcat 2004)

Fazit: Klassenspezifische Identitätspolitik heute

Neben der allein aus zeitdiagnostischen Erkenntnissen sich ergebenden Notwendigkeit zur Führung eines Klassenkampfes von unten, gilt es aus diskurspolitischen Erwägungen auch, nach Vorbild der EZLN als „Diskursguerilla“, „Diskursgewerkschaften“ zu bilden, die dem „Diskurs über den Klassenkampf“ zu neuer kultureller Hegemonie verhelfen.³⁷

In diesem Sinne ist ein Klassenkampf in der Tat nicht alleine Aufgabe der werktätigen Klassen: Ich würde „Sprechen“ als eine Art von produktiver Tätigkeit verstehen, deren Produkt „Wissen“ ist, im Foucaultschen Sinne eines, das immer neu produziert wird. Diesem Wissen wird im Kapitalismus immer ein Wert zugesprochen, der dann eben auch verwertbar ist.³⁸ Sprechen als Wertproduktion bedeutet damit auch, dass neben dem traditionellen Generalstreik auch ein intellektueller Generalstreik notwendig ist. Eine revolutionäre Situation, selbst wenn sie nicht fähig ist, gleichzeitig Patriarchat, Rassismus und Kapitalismus abzuschaffen oder auch nur zu verändern, benötigt ein kulturelles Spektrum, das allerdings insofern klassenkämpferisch und gewerkschaftlich orientiert ist, als das es seine eigene Rolle thematisiert, anstatt zu versuchen, eine „Stellvertreterkultur“ z. B. für ein Proletariat zu sein.

Erste Ansätze hierzu sind durchaus vorhanden, und, wie üblich, sind sie nicht aus der Theorie, sondern aus der Alltagspraxis entstanden: Wenn die traditionellen anarchosyndikalistischen Gewerkschaften im Bergbau und der Seefahrt am stärksten waren, während heute personell eher Bildungs- und Kultursyndikate – zumindest in Europa – am Stärksten hervortreten, so liegt das nicht daran, dass Anarchosyndikalismus heute nur noch eine blanke Theorie wäre, sondern es sagt etwas über den momentanen Zustand des Kapitalismus aus. Solche Syndikate wie

³⁷ Wobei zu bemerken ist, dass die EZLN ihre diskursive Kraft nicht so hätte entfalten können, wenn sie 1994 nicht bewaffnet in Erscheinung getreten wäre. Diskursive Strategien und Taktiken können gerade aus einer marginalisierten Position nur erfolgreich sein, wenn sie von entsprechenden Handlungen begleitet werden.

³⁸ Daher ist es auch nur systemimmanent, wenn dieses in Geld aufgewogen wird: Debatten um die Privatisierung der Bildung, Studiengebühren etc. sind innerhalb des Kapitalismus unumgänglich: Bildung ist – leider – eine Ware. Vgl. Bewernitz 2004.

auch andere kulturelle Organisationen sind nichts originär klassenkämpferisches, aber sie tragen ihr Scherflein bei.

Aber diskursive Strategien, zu denen solche Organisationen fähig sind, können nur von Erfolg gekrönt sein, wenn sie von entsprechenden Handlungen begleitet werden. Die Rede über den Klassenkampf verliert ohne den Klassenkampf als aktiver Handlung ihren Wert – tatsächlich auch ihren diskursiven Wert, da diese Rede dann nicht ernst genommen werden kann. Hier stoßen wir wieder auf das anarchistische und anarchosyndikalistische Prinzip der Propaganda der Tat und der Direkten Aktion. Die Propaganda der Tat soll dabei nicht verstanden werden als nachzuziehende, ins Terroristische abgleitende Aktion, die Klassenbewusstsein schaffen würde, wie es etwa bei Bakunin oder Most der Fall war bzw. in deren Schriften hineininterpretiert wurde, sondern als solidarische Alltagspraxis im Sinne Kropotkins gegenseitiger Hilfe, die die positive Seite des Klassenkampfes darstellen. Die anti-sozialen Angriffe „von Oben“ müssen durch ein soziales Miteinander „im Unten“ abgeschmettert werden. Hier findet sich die Option des Klassenkampfes, die sich positiv bestimmen lässt als Teil des (libertären) Kommunismus als stetige Bewegung, die Staatlichkeit und Kapitalismus dekonstruiert. Die Direkte Aktion sei entsprechend verstanden als jene Art von Aktionen, die auf dem direktesten Wege zu dem gewünschten Ziel führen, die also ihre Vermittelbarkeit und auch ihre diskursive Kraft aus der Aktion selber gewinnen. Wie oben dargestellt, ist die letztendlich direkteste Aktion im anarchosyndikalistischen Denken der Generalstreik (vgl. Beyer-Arnesen 2001).

Wenn sich AnarchistInnen und AnarchosyndikalistInnen heute (endlich) wieder an eine Neulektüre der Marxschen Texte wagen würden – was schon deshalb als notwendig erscheint, um dieses Feld nicht autoritären Strömungen zu überlassen – ist nicht zu vergessen, dass es schon in diesen Texten um die Auflösung der Klassengesellschaft ging, also um eine Dekonstruktion der Klassen und damit letztendlich auch des Klassenbegriffes. Das ist, kommen wir auf die genannte Definition der Postmoderne zurück, als (philosophisches) Ziel aber etwas ganz anderes als die Bestandsaufnahme, es gäbe keine Klassen mehr. Problematisch in Sachen identitärer oder auch einfach Identitäts-Politik erscheint der Bezug auf eine „Klasse für sich“, die erst zu erschaffen wäre, keineswegs aber jener auf eine „Klasse an sich“, die Möglichkeiten hat, ohne jede dieser Möglichkeiten nutzen zu müssen.

Die GenossInnen von wildcat drücken das folgendermaßen aus:

„Dagegen [gegen die Verwechslung von Arbeiterklasse und institutionalisierten gewerkschaftlichen oder parteilichen Repräsentanten und gegen einen Proletarierkult, Anm. T.B.] sind ein paar Dinge festzuhalten: Es gibt keine ‚Arbeiteridentität‘, die Arbeiterklasse ist kein fertiges Subjekt, ihr größtes Bedürfnis ist es, nicht mehr Arbeiterklasse zu sein. [...] Und wir stehen nicht als Strategen außerhalb, sondern sind selbst Teil der Klassenzusammensetzung [...]“ (wildcat 2004)

Innerhalb linker Gewerkschaftsoppositionen und insbesondere anarchosyndikalistischer Organisationen sind Strategiediskussionen um diese Fragen durchaus weit verbreitet. Zusammenfassend ist die gestellte Frage die, ob mensch Gewerkschaft oder Ideenorganisation sein will bzw. muss. Doch selbst dem Führungspersonal des DGB wird klar sein, dass beides notwendig ist – in seinem Sinne hieße das, sowohl an einem „Bündnis für Arbeit“ teilzunehmen wie auch den Klassenkampf auf den „Müllhaufen der Geschichte“ zu befördern. Da zweites aber reine Ideologie ist, bedeutet dies, dass DGB, SPD, Grüne, PDS – ich nenne nur jene, die einen solchen Anspruch noch behaupten – nur den Diskurs über den Klassenkampf auf diesen Müllhaufen befördern können, was aber dennoch zu einer Schwächung der Position der unteren Klassen führt. Unsere Aufgabe kann es nur sein, ihn davor zu bewahren, ihn also immer wieder in das Bewusstsein der Menschen zurückzuholen, sei es mit Zeitungsartikeln, mit Veranstaltungen, Bildungsvereinen und symbolischen Aktionen allgemein. Dabei ist es notwendig, eine solche Position im Diskurs zu einer hegemonialen zu machen, den Klassenkampf also nicht nur in den einschlägigen Zeitungen und Zeitschriften oder den entsprechenden Homepages – oder auch in diesem Buch – zu präsentieren, sondern ihn gesamtgesellschaftlich wieder benennbar zu machen. Da der Klassenkampf aber unabhängig vom Diskurs über den Klassenkampf weiterhin so lange Bestand haben wird, wie der Kapitalismus Bestand hat, ist es gleichzeitig notwendig, in aktiv zu führen – in Syndikaten, in Selbstorganisationen, in Räten, in Alltag, Betrieb und Gesellschaft.

Der Bezug auf poststrukturalistische Theorien und dekonstruktivistische Modelle macht in gewisser Weise einen Abschied von Marx notwendig. Wie Jacques Derrida aber in „Marx' Gespenster“ deutlich gemacht hat, muss dies kein absoluter Abschied sein. Es ist kein Abschied von den Marxschen Texten und Diskursfragmenten, aber ein notwendiger Abschied von der marxistischen Rezeption, die als tätiges Subjekt die „Klasse für sich“ entdeckt hat als kollektiven Akteur, der teleologisch auf das Ziel Revolution und Kommunismus ausgerichtet ist.

Der Begriff der „Klasse an sich“, der Klassenbegriff, wie in Marx in der „Kritik der politischen Ökonomie“ herausgearbeitet hat, sowie die Aspekte der Wertkritik, solange sie die Existenz der Klassen nicht anzweifeln, sind mit einer poststrukturalistischen Re-Lektüre und Re-Aktivierung des Marxschen Gedankenguts allerdings durchaus vereinbar.

Für den Klassenkampf bedeutet das, dass dieser nicht, wie von den Hegelmarxisten angenommen, notwendigerweise zielgerichtet (teleologisch) zum Kommunismus führt.

Aspekte der Proteste gegen die Agenda 2010 und die Hartz-Gesetze 2004/2005 führen dies deutlich vor Augen: Das reaktionäre und rechtsextreme *Potential* – und es ist nicht mehr und nicht weniger als ein *Potential* – ist hier genauso gegeben wie das *Potential* zu Revolution und Kommunismus. Die „Aktivierung“ dieses *Potentials* durch rechtsextremistische Gruppen setzt allerdings die

bewusste Diskursstrategie voraus, den Diskurs über den Klassenkampf zu unterdrücken, um durch die bereits genannte „Ethnisierung des Sozialen“ die Hegemonie in Richtung eines völkischen Diskurses zu verschieben – nur ein weiterer Grund, den Versuch zu unternehmen, einen Diskurs über den Klassenkampf wieder hegemonial zu machen.

Dies vorausgesetzt, kann aber auch der Marxsche Satz „Wir nennen Kommunismus die *wirkliche* Bewegung, welche den jetzigen Zustand aufhebt.“ (Marx/Engels 1998: 39) keine Gültigkeit haben. In diesem Satz aus der „deutschen Ideologie“ wird der hegelianische Glaube an das *Telos* deutlich. Die Aufhebung des „jetzigen Zustands“ ist (leider) nicht notwendigerweise der Kommunismus, er ist nur die Möglichkeit dazu.

Hier kann noch einmal an Derridas Re-Lektüre von Marx angeknüpft werden, an das, was Derrida als einen „Messianismus“ bezeichnet, der sich auf eine jüdische Glaubenstradition beruft: Das Erwartete des Unerwarteten. Das aktive Erwarten erlaubt – bzw. es erzwingt – ein Engagement in den sozialen Protesten, dem eine berechnete Hoffnung ebenso wie eine berechnete Furcht innewohnt.

Seine Entsprechung hat dieses „aktive Erwarten“, das Spekulieren auf die Möglichkeit, im voluntaristischen Revolutionsbegriff der anarchistischen Theorien.

Der Kommunismus ist seit Marx die Dekonstruktion der Klassen. Unde-konstruierbar ist nach Derrida die Gerechtigkeit. Bezieht Derrida sich hier auch auf die internationale Politik, auf die Menschenrechte und die UNO, so lässt sich dennoch das Marxsche Diktum von der Aufhebung der Klassen als „soziale Gerechtigkeit“ interpretieren: Klassenkampf ist der Kampf darum, nicht klassifiziert zu werden – sei es durch ökonomische Zwänge oder diskursive Praktiken.

Literatur

- Adorno, Theodor W. 1997: Negative Dialektik / Jargon der Eigentlichkeit. (Gesammelte Schriften 6) Frankfurt a.M.
- Balibar, Étienne 1991: Foucault und Marx. Der Einsatz des Nominalismus. In: Ewald, Francois und Bernard Waldenfels (Hg.): Spiele der Wahrheit. Michel Foucaults Denken. Frankfurt a.M. S.39-64.
- Beck, Ulrich 1986: Risikogesellschaft. Frankfurt a.M.
- Benhabib, Seyla u. a. 1993: Der Streit um Differenz. Feminismus und Postmoderne in der Gegenwart. Frankfurt a.M.
- Berkman, Alexander 1997 [1929]: ABC des Anarchismus. Grafenau.
- Bewernitz, Torsten 2004: What's words worth? Wissen und Wert oder: Bildung ist eine Ware! In: Semesterspiegel Nr. 351, Münster, November 2004. S. 16f. Download unter: www.semesterspiegel.de
- Beyer-Arnesen, Harald 2001: Direkte Aktion – Zum Verständnis eines Konzepts. In: Direkte Aktion. Anarchosyndikalistische Zeitung. Nr.143, Januar/Februar 2001. S.8-9.

Leben-und-kämpfen

*Die einfachsten Dinge auf dieser Welt
fesseln die härtesten.*
Lao-Tse, Tao Te King

Der erste offensive Feldzug gegen das Imperium ist gescheitert. Der Angriff der RAF gegen das »imperialistische System«, der Angriff der Brigade Rosse gegen den SIM (*Stato Imperialista delle Multinazionali*) [Imperialistischer Staat der Multinationalen, Anm. d. Übers.] und viele andere Guerilla-Aktionen wurden mühelos zurückgedrängt. Es war nicht die Niederlage der einen oder anderen kämpfenden Organisation, dieses oder jenes »revolutionären Subjekts«, sondern die Niederlage *einer Kriegskonzeption*; einer Kriegskonzeption, die jenseits dieser Organisationen nicht wiederholt werden konnte, weil sie selbst schon eine *Wiederholung* war. Mit Ausnahme von einigen Texten der RAF oder der Bewegung 2. Juni gibt es bis heute sehr wenige Dokumente, die aus dem »bewaffneten Kampf« hervorgegangen sind und nicht in dieser geliehenen, verknöcherten, vorgefertigten Sprache verfasst wurden, mit der sie sich auf die eine oder andere Weise im Kitsch der Dritten Internationale zeigen, als ginge es darum, jedermann davon abzubringen, sich ihr anzuschließen.

Jetzt, nach zwanzig Jahren der Konterrevolution, öffnet sich der zweite Akt des antimperialistischen Kampfes. In der Zwischenzeit hat der Zusammenbruch des sozialistischen Blocks und die sozialdemokratische Umwandlung der letzten Trümmer der Arbeiterbewegung unsere Partei definitiv von all dem befreit, was noch an sozialistischen Neigungen enthalten sein konnte. In der Tat hat der Verfall aller alten Konzepte des Kampfes sich zuerst durch deren Verschwinden manifestiert. Danach – gegenwärtig mit der »Antiglobalisierungsbewegung« – durch die Parodie der alten militanten Praktiken auf einer höheren Ebene. Die Rückkehr

des Krieges erfordert eine neue Konzeption. *Wir müssen eine neue Form des Krieges erfinden, in der die Niederlage des Imperiums nicht mehr dazu führt, uns töten zu müssen, sondern uns lebend zu wissen, zunehmend LEBENDIGER.*

Unser Ausgangspunkt unterscheidet sich im Grunde genommen nicht sehr von dem der RAF, wenn sie feststellt:

»Das System hat die gesamte freie Zeit des Menschen in Beschlag genommen. Zur physischen Ausbeutung in der Fabrik kommt die Ausbeutung des Denkens und der Gefühle, der Erwartungen und der Utopien durch die Medien und durch den Massenkonsum. [...] In den Metropolen gelang es dem System, die Massen so tief in ihre eigene Scheiße zu tauchen, dass sie anscheinend ihre Wahrnehmung als Ausgebeutete und Unterdrückte verloren haben: So sehr, dass sie für das Auto, eine Lebensversicherung, einen Spar- und Mietvertrag alle Verbrechen des Systems annehmen und dass, wenn man sich das Auto wegdenkt, die Ferien, das Badezimmer, sie weder irgendetwas darstellen noch erhoffen können.«

Das Wesen des Imperiums besteht darin, dass es die Front der Kolonisierung auf die Gesamtheit der Existenz und alles Existierende ausgeweitet hat. Das Kapital hat nicht nur seine menschliche Basis ausgedehnt, sondern auch die Verankerung seines Verantwortungsbereichs vertieft. Besser noch: Auf der Grundlage der endgültigen Desintegration der Gesellschaft und seiner Subjekte bietet das Imperium zurzeit ganz alleine an, sich ein neues ethisches Gefüge zu erschaffen; in diesem sind die Angesagten mit ihren Stadtteilen, ihrer Presse, ihren Codes, ihrer Völlerei und ihren austauschbaren Ideen gleichzeitig Versuchskaninchen und Avantgarde. Und deshalb hat, vom East Village aus über Oberkampf und Prenzlauer Berg, das Phänomen des *Angesagten* schon ein weltweites Ausmaß bekommen.

Auf diesem *totalen* Gebiet, dem ethischen Gebiet der Lebensformen, spielt sich zurzeit der Krieg gegen das Imperium ab. Dieser Krieg ist ein Vernichtungskrieg. Das Imperium ist, entgegen der Annahme der BR, für die die Absicht der Entführung von Moro ausdrücklich die Anerkennung der bewaffneten Partei durch den Staat war, nicht der Feind. Das Imperium ist nur die *feindselige Umgebung*, die sich Schritt für Schritt unseren Umtrieben entgegenstellt. Wir sind in einem Kampf engagiert, dessen Anspruch es ist, ein ethisches Gefüge wieder-

herzustellen. Das ist in der Umgebung zu sehen, im Prozess der fortschreitenden Vereinnahmung der ehemals sezessionistischen Orte, in der immer weiteren Ausbreitung der Ketten der Systeme. Die klassische abstrakte Konzeption des Krieges, der in der totalen Konfrontation endet und in dieser letztendlich seine Essenz wiedererlangt, ist hier hinfällig. Der Krieg wird nicht länger ein abgetrennter Teil unserer Existenz sein, der Teil der entscheidenden Konfrontation; von nun an ist *unsere Existenz selbst, in all ihren Erscheinungsformen, der Krieg*. Das bedeutet, dass die erste Bewegung dieses Krieges die *Wiederaneignung* ist. Die Wiederaneignung der Fähigkeiten, zu leben-und-kämpfen. Wiederaneignung, demnach, der Orte: durch Hausbesetzung, Aneignung und Vergemeinschaftung privater Orte. Wiederaneignung des Gemeinsamen: der Beschaffenheit der Sprachen, der Syntax, der Kommunikationsmittel, einer autonomen Kultur – die Weitergabe der Lebenserfahrungen den Händen des Staates entreißen. Wiederaneignung der Gewalt: die Vergesellschaftung der Kampftechniken, die Bildung von Kräften der Selbstverteidigung, der Bewaffnung. Und endlich die Wiederaneignung des elementaren Überlebens: die Verbreitung des medizinischen Macht-Wissens der Techniken des Raubes und der Enteignung, und der progressiven Organisation eines autonomen Netzwerks der Versorgung.

Das Imperium ist gut gerüstet, um gegen die beiden Arten der Spaltung zu kämpfen, die es erkennt: die Spaltung »von oben«, die der *golden ghettos* – die Spaltung z. B. der Finanzwelt im Verhältnis zur »realen Ökonomie« oder der imperialistischen Hyper-Bourgeoisie im Verhältnis zum Rest des biopolitischen Geflechts –, und die Spaltung »von unten«, die der »rechtsfreien Zonen« – die der Zentren, der Vorstädte und Elendsviertel. Es genügt, jedes Mal, wenn die eine oder andere Seite das meta-stabile Gleichgewicht des Imperiums bedroht, sie gegeneinander auszuspielen: die zivilisierte Moderne der »Angesagten« gegen die rückschrittliche Barbarei der Armen oder die Forderung nach sozialem Zusammenhalt und Gleichheit gegen den unverbesserlichen Egoismus der Reichen.

»Es geht darum, einer sozialen und räumlichen Einheit den politischen Zusammenhang zu verleihen, um jedes Risiko der Spaltung in bewohnten Gebieten zu vermeiden, sei es durch die Ausgeschlossen des sozio-ökonomischen Netzwerks, sei es durch die Gewinner der Dynamik der Weltwirtschaft. [...] Wenn man jede Art der Spaltung verhindern will, muss man Wege finden, die Forderungen dieser neuen sozialen Klasse mit denen der von den ökonomischen Versorgungsnetzen

Ausgeschlossenen auszugleichen, deren räumliche Konzentration derart ist, dass sie abweichende Verhaltensweisen induziert»,

theoretisieren schon die Berater des Imperiums – in diesem Fall Cynthia Ghorra-Gobin in *Les États-Unis entre local et mondial* [Die Vereinigten Staaten zwischen Lokalem und Weltweitem, Anm. d. Übers.]. »Ebenso ist der Exodus, die Spaltung, die wir vorbereiten, bei genauer Messung auf dem Gebiet des Imperiums nicht mehr nur physisch, sondern *total*, dies zu verhindern ist das Imperium machtlos.« Die Aufteilung einer Technik, die Umkehr eines Ausdrucks, eine bestimmte Konstellation des Raumes genügen, um unseren Konsistenzplan zu aktivieren. Darin besteht unsere ganze Kraft: In einer Spaltung, die auf den Karten des Imperiums nicht registriert werden kann, weil sie keine Spaltung von oben oder von unten ist, sondern eine Spaltung, die *aus der Mitte kommt*.

Wir sprechen hier nur über den Zustand der *Kriegsmaschinerie*. Unter Kriegsmaschinerie muss man das Zusammentreffen des Lebens und des Kampfes verstehen. Ein Zusammentreffen, das sich niemals ergibt, ohne gleichzeitig sein Entstehen herauszufordern. Denn jedes Mal, wenn einer dieser Begriffe auf irgendeine Weise von dem anderen getrennt ist, degeneriert, entgleist die Kriegsmaschinerie. Wenn der Moment des Lebens zu einseitig ist, wird sie zu einem *Ghetto*. Davon zeugen die finsternen Sümpfe des »Alternativen«, dessen Fähigkeit es eindeutig zu sein scheint, das Gleiche unter der Hülle des Ungleichen zu verkaufen. Die größte Anzahl der besetzten sozialen Zentren in Deutschland, Italien und in Spanien zeigt einfach, wie die simulierte Externalität dem Imperium einen wertvollen Trumpf in der kapitalistischen Aufwertung zuspieren kann.

»Das Ghetto, die Verherrlichung des ›Unterschieds‹, das Privileg all seiner selbstreflektierenden und moralischen Aspekte, die Tendenz, sich selbst als eine getrennte Gesellschaft zu konstituieren, die darauf verzichtet, die kapitalistische Maschinerie, die ›soziale Fabrik‹ zu stürmen, ist dies nicht alles vielleicht das Ergebnis der ungefähren und rhapsodischen ›Theorien‹ von Valcarengi (dem Direktor der gegenkulturellen Publikation *Re Nudo*) und Konsorten? Und ist es nicht seltsam, dass sie uns als ›Subkultur‹ einordnen, ausgerechnet jetzt, wo die ganze blumige und gewaltfreie Scheiße, die sie begleitete, in die Krise geraten ist?«

schrieben die Autonomen der *Senza tregua* schon 1976. Im Gegenzug degeneriert die Kriegsmaschinerie, wenn der Moment des personifizierten Kampfes gekommen ist, zur *Armee*. Alle militanten Formationen, alle schrecklichen Gemeinschaften sind Kriegsmaschinerien, die unter dieser versteinerten Form ihre eigene Vernichtung überlebt haben. Es ist diese Zügellosigkeit der Kriegsmaschinerien im Verhältnis zu all ihren Kriegshandlungen, auf die bereits in der Einführung einer Textsammlung der Autonomen, erschienen 1977 unter dem Titel *Le droit à la haine* [Das Recht auf Hass, Anm. d. Übers.], hingewiesen wurde:

»Wenn ich die Chronologie dieses hybriden und in vielerlei Hinsicht widersprüchlichen Themas herstelle, das sich im Bereich der Autonomie materialisiert hat, finde ich mich in einem Prozess wieder, der die Bewegung auf eine Summe von Ereignissen reduziert, während die Realität ihres Werdens zur Kriegsmaschinerie sich lediglich durch die Veränderung bestätigt, die das Subjekt in konzentrischer Art *um* jeden tatsächlichen Angriffsmoment *herum* durchführt.«

Es gibt die Kriegsmaschinerie nur in der Bewegung, auch wenn diese behindert wird und nicht wahrnehmbar ist, es gibt sie in der Bewegung, die der Steigerung folgt, der Vergrößerung der Macht. Es ist diese Bewegung, die sicherstellt, dass die Kräfteverhältnisse, die sie durchziehen, sich nie auf die Machtverhältnisse festlegen. Unser Krieg kann siegreich sein, das heißt er kann weitergehen, er kann unsere Kraft vergrößern, unter der Bedingung, dass wir die Konfrontation immer unserer Positivität unterordnen. *Niemals oberhalb der eigenen Positivität zuschlagen* ist das vitale Prinzip jeder Kriegsmaschinerie. Jeder eroberte Raum im Imperium, im feindlichen Zentrum muss unserer Fähigkeit entsprechen, ihn auszufüllen, ihn anzupassen und in ihm zu wohnen. Nichts ist schlimmer als ein Sieg, von dem man nicht weiß, was man mit ihm anfängt. Im Wesentlichen wird unser Krieg also taub sein; er wird ausweichen, er wird vor der direkten Auseinandersetzung fliehen und wenig proklamieren. Damit ist gemeint, dass er seine Zeitlichkeit durchsetzt. Kaum sind wir identifiziert, werden wir uns zerstreuen, uns nie von der Repression einholen lassen, indem wir uns bereits an einigen unverdächtigen Orten neu formieren. Was kümmert uns diese oder jene Örtlichkeit von dem Moment an, wo jeder lokale Angriff – und das ist die einzig gültige Lehre aus der zapatistischen Posse – ein Angriff gegen das Imperium sein wird? Das Wichtigste ist: Niemals die Initia-

tive verlieren, sich nicht die feindliche Zeitlichkeit aufdrängen lassen. Und vor allem: niemals vergessen, dass unsere Schlagkraft, unser Grad der Bewaffnung, nur in Form der Positivität, die uns ausmacht, gebunden ist.

1. Was ist eigentlich Anarchie?, Frankfurt am Main, VERLAG FREIE GESELLSCHAFT, 1978 und LOICK, DANIEL, Anarchismus zur Einführung, Hamburg, Junius Verlag GmbH, 2017

2. BOVE, EMMANUEL, Geschichte eines Wahnsinnigen, Berlin, Edition diá, 2016

3. BAUMANN, BOMMI, Wie alles anfang, Frankfurt am Main, nach Beschlagnahme neu herausgegeben von vielen Personen und Verlagen, 1977

4. BEWERNITZ, TORSTEN, Klasse(n) von Gewicht, Probleme des Klassenkampfes in der Postmoderne. Aus: MÜMKEN, JÜRGEN (Hrsg.), Anarchismus in der Postmoderne, Frankfurt a.M., Verlag Edition AV, 2005

5. TIQQUN, Alles ist gescheitert, es lebe der Kommunismus!, Hamburg, LAIKA-Verlag, 2013

Lesebuch Anarchismus, Compiled by Leonie Nagel
was produced as part of AKV Schulbuch Series, 2019.

Print run: On Demand



More current and forthcoming publications from this series are:

AKV Schulbuch 0: AKV Schulbücher Announcement
AKV Schulbuch 1: KNG KNG THR, Vrgn Dspnts
AKV Schulbuch 2: Lesebuch Anarchismus, Compiled by Leonie Nagel
AKV Schulbuch 3: Preface To: Playing by the Rules, Steve Rand
AKV Schulbuch 4: The Bonds Of Catastrophe, D Graham Burnett
AKV Schulbuch 5: Desert, Anonymous
AKV Schulbuch 6: Pitcairn Islands Repopulation Plan, Government of Pitcairn Islands

Further material in support of this series:

EXIT Art information brochure.

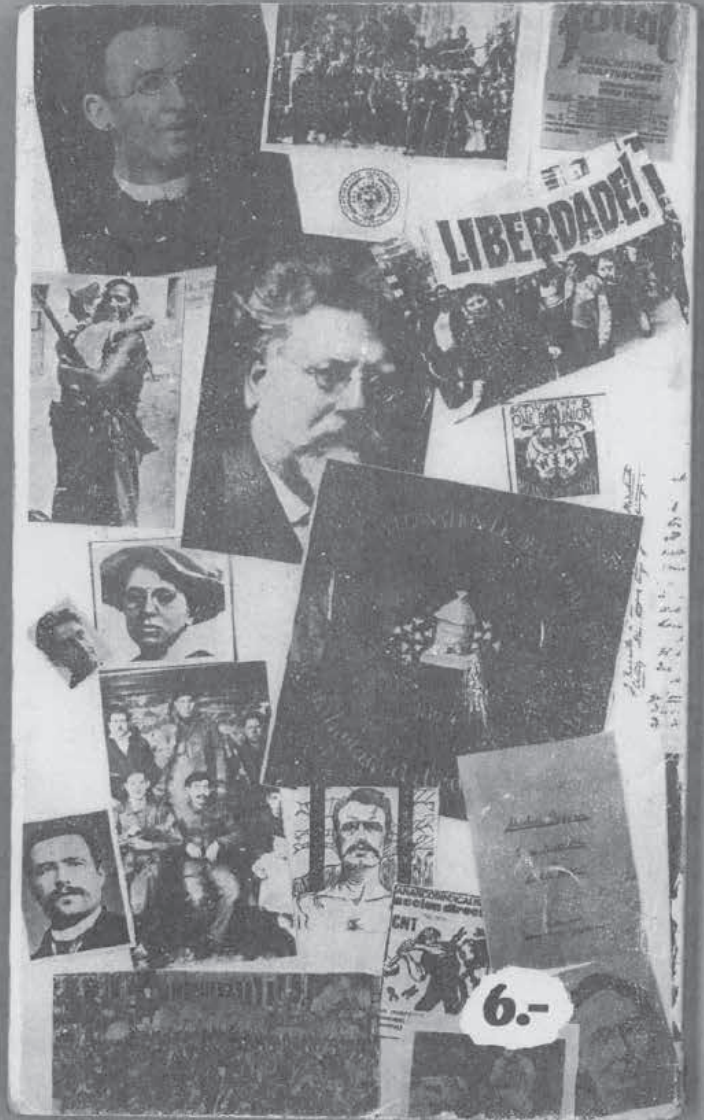
*Stop wishing for the impossible,
get your big break - by breaking up!*

More info under: <http://www.exit-art.eu>

Almost all titles can be attained as pdf version free of charge.
Just state a reason for your requirement at: akvbooks@gmail.com

www.akvberlin.com
www.blackakv.blogspot.com

Leonie Nagel is a member of the anarcho-syndicalist workers union FAU Berlin
(www.berlin.fau.org) and a visual artist (www.leonienagel.com).



Ⓐ - das große A in einem Kreis

Ⓐ - ein A in einem O